40
9260

40
9260

40
9260

Zwei Vorträge

über

die Jetztzeit im vergleichenden Rückblicke auf die geschichtliche Vergangenheit,

mit mehreren, dieselben erläuternden Anhängen

in Form

einer mit vieler Mühe und schweren Opfern gesammelten, historischen und journalistischen Blumenlese,

durch

Friedrich Scherer,
schon im Alter von zwei Jahren erblindet.

Preis 1 Fr. 50 Cts. = 1 Mark 20 Pf. = 12 Sgr. = 42 kr.

404 A

Stuttgart.
Im Selbstverlage des Verfassers.
1874.

G. n. 763

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Nachdem die Jahre 1870 und 1871 durch lebendes Wort und namentlich durch viel verbreitete Schrift in ausführlichster Weise besprochen und beschrieben worden sind, dürfte es als gewagt erscheinen, wenn ein Mann, der schon im Alter von zwei Jahren erblindet ist, es versucht, Thatsachen, wie sie von der Geschichte und der Tagespresse erschöpfend behandelt worden sind, nochmals an die Oeffentlichkeit zu bringen und zu besprechen.

Aber theils die wirklich Alles übersteigende und übertreibende Sprache der Franzosen, und zwar noch in der jetzigen Zeit haben wir genug Beispeile ihrer sophistischen Rede- und Ruhmseligkeit — theils manches vorzeitig klagende Wort über die drückende eiserne Nothwendigkeit der zu durchschreitenden Uebergangsperiode, wodurch Deutschland ein dauernder Frieden gesichert werden soll — sind es, welche selbst dem Erblindeten die Pflicht auferlegen, das war er der menschlichen Gesellschaft zu verdanken hat, derselben durch Wort und Schrift als ein empfangenes geistiges Darlehen zurückzuerstatten.

Und so wage ich es, — Manchem meiner sehr verehrten Gönner vielleicht, durch Wort und Schrift für die Sache meiner Mitblinden, noch in geneigter Erinnerung, — einige Perlen in das Haar des mit dem Sieges-Lorbeer gekrönten, geeinigten Deutschlands zu flechten. — Perlen bedeuten Thränen. — Thränenreich war leider die Geschichte Frankreichs für unser

Vaterland, bis endlich Deutschland, welches, so lange zerstückelt, den bitteren Schmerz in sich barg nach Vereinigung seiner Kräfte, den Tag erlebte, wo es den Thränen der Freude freien Lauf lassen konnte.

Von dem dankbarsten Gefühle durchdrungen, halte ich es für meine höchste Pflicht, sowohl der leider zu früh hingeschiedenen als der noch lebenden Herren Lehrer zu gedenken, welche so liebreich sich eines Blinden angenommen haben, um ihn in die Welt der inneren geistigen Anschauung einführen zu helfen.

Es sind die in Gott ruhenden Herren Professoren: Hofrath von Schubert, Staatsrath von Hermann, Lindemann, Drentlenburg; — dann die Herren Professoren: von Raumer, Philipps, Höfler, Dreusen, Renke, Schoeberl, Meßner, Meßmer, Beier, Kuhn, Meier 2c.

Ebenso laß ich hier das Verzeichniß der geschichtlichen Werke und öffentlichen Preßorgane dankbarst folgen, deren ich mich zur Abfassung vorliegender Arbeit vorzugsweise bediente, nämlich: Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte, Wirth, Geschichte der Deutschen, Weltgeschichte von Dittmar, Uschold, Böttiger, Beck 2c.

Die Preßorgane: „Augsburger Allgemeine Zeitung," „Ueber Land und Meer", „Allgemeine Familien-Zeitung," „Gartenlaube", „Speierer Anzeiger", „Pfälzer Kurier", „Pfälzer Zeitung", „Kölner Zeitung", „Schwäbischer Merkur", „Nürnberger Korrespondent von und für Deutschland" 2c.

Stuttgart, im April 1873.

Der Verfasser.

Anmerkung.

Bereits hat sich die Presse in nicht ungünstiger Weise über die genannten abgehaltenen Vorträge ausgesprochen, was ich unter dem tiefgefühltesten Danke beizufügen mir erlaube:

Nr. 54. Sonntag, Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung. II. Blatt.

† Ulm, den 28. Februar. Gestern hatten wir Gelegenheit, den Blindenlehrer Friedrich Scherer in einem Vortrag über die Jetztzeit im Vergleiche zur geschichtlichen Vergangenheit Deutschlands zu hören. — Scherer ist seit seinem zweiten Lebensjahre selbst blind; um so merkwürdiger ist es, zu hören, mit welcher Sicherheit und Formgewandheit er sich auf verschiedenen Gebieten menschlichen Wissens bewegt. Während er in der Einleitung die Stellung des Menschen vom naturwissenschaftlichen und socialen Standpunkt aus beleuchtete, gab ihm sein eigentliches Thema: Das Verhältniß der beiden Nachbarstaaten Deutschland und Frankreich zu einander und ihre Ansprüche auf Elsaß und Lothringen Gelegenheit, seine gründlichen historischen Kenntnisse zu entwickeln. Es ist zu wünschen, daß Scherer, der sich im Blindenwesen schon sehr verdient gemacht hat, bei seinen Wandervorträgen ein zahlreiches Auditorium um sich versammeln möge.

Recensionen des Schwäb. Merkur und der Fränk. Zeitung.

Die Jetztzeit im vergleichenden Rückblick auf die geschichtliche Vergangenheit, zwei Vorträge von Fr. Scherer, mit mehreren erläuternden Anhängen: Stuttgart, Selbstverlag. Der Verfasser, Blindenlehrer und selbst seit seinem zweiten Lebensjahre erblindet, hat in der letzten Zeit eine Anzahl geschichtlicher Wandervorträge gehalten, die überall mit größtem Interesse aufgenommen wurden und nun durch den Druck auch einem größeren Publikum zugänglich gemacht sind. Obgleich des äußeren Auges beraubt, hat der Verfasser doch die letzten, so tief und zugleich so segensreich in die Verhältnisse Deutschlands eingreifenden Weltereignisse mit vollem Bewußtsein miterlebt und war zu einem klaren, richtigen Erfassen derselben durch seine eingehenden geschichtlichen Studien in nicht gewöhnlichem Maße vorbereitet. Was er sich in dieser Hinsicht theils durch Vorlesen, theils durch innere geistige Anschauung, insbesondere während eines Aufenthalts in der Rheinpfalz sich aneignete, will er durch vorliegendes Schriftchen, in einen geistigen Rahmen gefaßt, weiteren Kreisen mittheilen, zumal da er es für die gebotene Pflicht eines jeden Deutschen hält, insbesondere den letzten durch die Franzosen hervorgerufenen Krieg in allen seinen veranlassenden Ursachen zu erkennen und im Hinblick auf die geschichtliche Vergangenheit Deutschlands vergleichend zu betrachten. Als Grundlage seiner geschichtlichen Auffassung werden vom Verfasser einige Sätze über das Verhältniß des Menschen zur Natur, über seine Stellung zu

seinen Mitmenschen und zur menschlichen Gesellschaft vorausgeschickt, und daraus speziell für seinen Zweck die gewiß unanfechtbare Maxime der Völkermoral abgeleitet: Selbst Völker und Staaten bedürfen einander, und wie der Einzelne, so kann sich auch der Staat, für seine Lebensverhältnisse zu sorgen, nicht entschlagen, soll aber ebenso wenig, wie der Einzelne seinen Nebenmenschen, seinem Nachbarstaate oder entfernten Staaten vernichtend entgegentreten, wenn nicht selbst für ihn der größte Nachtheil entstehen soll. Gegen dieses Gesetz haben aber die Franzosen gesündigt vom 14. Jahrhundert an bis herab zu dem letzten frevventlich heraufbeschworenen Krieg, und Deutschland hat leider am meisten darunter zu leiden gehabt, bis endlich der Tag der Vergeltung kam und über der im Staub liegenden französischen Gloire das Deutsche Kaiserreich sich wieder erhob, groß, stark und mächtig genug, für den Frieden Europas ein gewichtiges Wort in die Wagschale der Völker zu legen. Dieses der kurze Inhalt der lesenswerthen, an geschichtlichen Einzelheiten aus alter und neuer Zeit reichen Vorträge. Angefügt sind dem Schriftchen eine gedrängte Uebersicht der Geschichte Frankreichs, eine eingehende Darlegung des schändlichen Raubs von Straßburg und Elsaß, eine Beschreibung des großen Brandes zu Speyer im Jahre 1689 und geschichtliche Notizen sonstigen interessanten Inhalts. Wir möchten das Schriftchen angelegentlichst empfehlen.

Ebenso vortheilhaft und anerkennend sprachen sich über diese Schrift noch viele andere Zeitungen aus: z. B. der Frank. Kurier Nr. 441; die Fränkische Zeitung Nr. 293; die Neckar-Zeitung; die Bad. Landes-Zeitung; die Neue Freie Wiener Presse; das Dresdener Journal und die Leipziger Allgemeine Zeitung 2c.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Vortrag.

Hochgeehrte Anwesende!

Gestatten Sie, wenn mir auch das körperliche Auge fehlt, daß ich das, was ich während der so tief und zugleich so segensreich in die Verhältnisse Deutschlands eingreifenden Weltereignisse, theils durch Vorlesen, theils durch innere geistige Anschauungen, meines bewegten und an Erfahrungen reichen Lebens, während meines letzten Aufenthaltes in der Rheinpfalz, mir aneignete und worauf sich auch Nachstehendes, mit besonderer Berücksichtigung von Elsaß und Lothringen, bezieht, in einen geistigen Rahmen fasse und Ihnen vorzuführen wage.

Da von jeher und namentlich in der Jetztzeit von den Franzosen über die hohe Stufe der Civilisation, auf der sie zu stehen vorgeben, soviel in die Welt geschleudert wird, so mögen Sie mir erlauben, einige vielleicht nicht umzustoßende Sätze über das Verhältniß des Menschen zur Natur und über seine Beziehungen zu den Mitmenschen, sowie über seine Stellung zur menschlichen Gesellschaft und in derselben, vorausschicken dürfen.

Der Mensch, welcher durch seine geistige Kraft von den Thieren durchaus unterschieden ist, gehört doch als beseeltes, organisches, belebtes Wesen dem animalischen Reiche, dem Thierreiche an. In seine Natur hat der Schöpfer die gleichen Triebe der Erhaltung gelegt. Sein organischer Körper ist in seiner Substanz aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt, und schließt ungleichartige Theile, feste und flüssige, sowie mannigfaltige Gewebe und Gebilde in sich; dabei scheidet er sich durch eigenthümliche Begrenzung von andern Körpern ab als eigenes Ganzes, als Individuum, welchem nichts von außen zugefügt oder genommen werden kann, ohne daß es von seinem wesentlichen Charakter verliert. Sein Dasein ist bedingt durch Erde, Luft und Wasser, als

die Elementarformen der planetarischen Materie, und er steht unter dem Einflusse der kosmischen Thätigkeiten, namentlich des Lichtes und der Wärme.

Durch freiwirkende Kräfte erfolgt in ihm bei dem Verkehr mit den äußeren Stoffen eine Aneignung des Fremden, eine Umwandlung in die eigene Substanz und Selbstbildung; und der Aufnahme von Außen entspricht ein Absatz von Innen her.

Wenn wir das Leben der Menschen und das der höher organisirten Thiere im Allgemeinen betrachten, so finden wir, daß die erregende Lebenskraft von dem Gehirne und dem Rückenmarke ausgeht; ohne andern Einfluß, als den des Lebens selbst, verrichten die Verdauungsorgane in Verbindung mit den Nervenganglien ihr wichtiges, gleichmäßiges Geschäft zur Verdauung. Die Empfindungsnerven theilen die durch die Sinneswerkzeuge empfangenen Eindrücke dem Gehirne mit und die Bewegungsnerven überbringen den Muskeln und den Gliedern die Befehle zur Bewegung und zum Handeln.

Das Blut ist der Träger des Lebens, der Erhalter des ganzen Baues. Das Blut bringt das Material zur Neubildung, wie zum Ersatz der Abnützung. Es bringt dem Knochen den Leim und die Knochenerde, den Muskeln den Faserstoff. Es treibt den Kohlenstoff durch die feinen Gefäße der Blutnetze des Körpers, wie der Luftnetze der Lunge, und vermittelt so die Berührung mit dem Sauerstoffe der Luft, durch welchen der Kohlenstoff aufgezehrt und die thierische Wärme im Körper hervorgebracht wird. Ein beständiges Zerstören und Wiederaufbauen ist das Resultat, wie das Wesen aller Organe und Einrichtungen; jede Anstrengung, ja jede Minute des Daseins, und wenn dieses selbst ganz ohne Thätigkeit wäre, kostet dem Körper einen Theil seines Stickstoffes. Jeder Athemzug verzehrt eine wägbare Menge des aufgenommenen Kohlenstoffes. Selbständig, unabhängig von äußeren Vorgängen treibt das Herz in gemessenen Schlägen den Strom des Lebens durch die viel verzweigten Kanäle des Körpers und ergänzt mit Sorgfalt wieder, was Kraftäußerung und Leben an irdischen Bestandtheilen verbraucht haben.

Da das Blut, als die materielle Quelle des Lebens, an seinen Bestandtheilen, welche sich vorzugsweise auf die Grundstoffe: Kohlen- und Stickstoff zurückführen, verliert, so müssen solche Stoffe in der Natur vorhanden sein, welche einerseits die zerstörten Theile zu ersetzen, andererseits neue zu bilden vermögen; und diese sind die Nahrungs-

mittel, welche sich deshalb in vorwiegend kohlen- und stickstoffhaltige unterscheiden.

Die kohlenstoffhaltigen, die sogenannten respiratorischen Nahrungsmittel, welche die thierische Wärme in unserem Körper erzeugen, sind: Fett, Zucker, Stärke oder Stärkmehl und Gummi und alle alkoholartigen; die stickstoffhaltigen, die plastischen oder ersetzenden Nahrungsmittel sind: Der Pflanzen-Faserstoff, dem Blute der Thiere, der Pflanzen-Eiweißstoff, dem Fleische der Thiere, der Pflanzen-Käsestoff, dem Milch-Käsestoffe der Thiere entsprechend. Durch diesen in der Natur begründeten Cyklus von Aufnahme und Abgabe steht der Mensch in einem Wechsel-Verhältnisse zur materiellen Welt und als Individuum des Gattungsbegriffes, als Mensch tritt er in Beziehung zur socialen Welt; gleichviel ob er mit einem kleinern oder größern Theile Seinesgleichen in Berührung kommt. Hinsichtlich der materiellen Welt soll der Mensch die unerschöpflichen Schätze der Natur zu gewinnen suchen, wobei ihm die Nationalökonomie die Mittel an die Hand gibt, sie zu heben; und zugleich soll er bestrebt sein, auf Grund der Naturwissenschaft, die uns die Kräfte der Natur, ihre stetig waltenden Gesetze lehrt, sie den eigenen und den Lebensbedürfnissen Anderer zugänglich zu machen. Hinsichtlich der socialen Welt soll er die höchste Association erstreben, die er aber nur durch unermüdliche Ausbilduug seiner Individualität und Verantwortlichkeit erlangen kann; denn in der menschlichen Gesellschaft ist die Tendenz zur fortschrittlichen Entwicklung unleugbar vorhanden; die bewegende Grundkraft zu diesem Fortschritte ist die Gesammtintelligenz, welche auf ihrer einen Seite durch die Religion und die Moral, auf der andern Seite aber durch die Naturwissenschaften und die socialen Bestrebungen unterstützt wird.

Entfernen sich aber diese Kräfte, welche gemeinsam wirken sollen, in ihrer Richtung von einander, so werden die Wirkungen der einen durch die der andern theilweise aufgehoben und die fortschreitende Bewegung wird langsamer; wirken die Kräfte diametral einander entgegen, so heben sie sich gegenseitig auf und die Fortentwicklung kommt zum Stillstand. Am meisten Neigung zur diametralen Richtung haben die Religion und die Naturwissenschaften einerseits und die Moral und die socialen Bestrebungen andererseits. Als einziger Regulator dieser Kräfte ist aber der auf der Volksvertretung ruhende Staat zu betrachten. Seine Aufgabe ist, jeder Kraft im Volksleben ihre Richtung zu geben und sie in dieser zu halten, jede die Wirkung aufhebende Reibung

in Wegfall zu bringen; wo Ausschreitungen sich zeigen, da hat er, woher sie auch immer kommen mögen, dieselben in ihre Grenzen zu weisen; nur ihm ist es möglich, ein stetes Zusammenwirken der Kräfte offen zu halten, deren Endziel dieses Zusammenwirkens die Harmonie der Interessen von allen ist; denn in der physischen Welt besteht eine Harmonie der in ihr waltenden Kräfte und Gesetze, und soll im Volksleben ein befriedigender Zustand zuwege gebracht werden, so muß eine solche Harmonie ebenfalls Platz greifen. In der Natur sind die Kräfte durch unabänderlich wirkende Gesetze gebunden. Im Bereiche des menschlichen Lebens sollen sie, ihrer Verantwortung bewußt, freiwillig sich zur Wirksamkeit einen; denn des Menschen Leben soll kein Kampf Aller gegen Alle, kein Kampf um's Dasein, sondern ein freiwilliges Zusammenstehen und Zusammenwirken Aller sein, um die Gesammtaufgabe zu lösen. Kann der Mensch sich auch der Aufgabe, den Naturgesetzen gemäß, für seine Lebensbedürfnisse zu sorgen, nimmer entschlagen, so soll er dieses, jedoch ohne seinen Nebenmenschen vernichtend entgegenzutreten, erstreben. Die Lösung dieser Aufgabe dient ihm zur Uebung seiner Kräfte und Fähigkeiten, zur Stärkung seines Denk- und Beurtheilungsvermögens. Jeder Weltkörper hat seine freie Bewegung und ist zugleich durch unlösbare Bande mit dem Ganzen verbunden; ebenso muß jedem Menschen innerhalb seiner Sphäre eine freie Bewegung seiner Kräfte gestattet sein; zugleich muß er sich aber seines Zusammenhanges mit dem gesellschaftlichen Ganzen bewußt bleiben. Von der menschlichen Gesellschaft empfängt der Einzelne Alles, was ihn zum Menschen macht, was ihn über das Thier erhebt. Will er kein unwürdiges Glied des Ganzen sein, so muß er der Gesellschaft zurückerstatten, was er empfangen und zwar mit Zinsen. Er thut das in geistiger oder körperlicher Arbeit.

Die körperliche Arbeit bedarf der geistigen Kraft zu ihrer Unterstützung, Erleichterung, Beschleunigung und allmäligen Ersetzung ihres gröberen Theiles durch Maschinerie. Die geistige Arbeit kann nur geschätzt und verwerthet werden bei einem Volke, das die körperliche Arbeit nicht scheut.

Die Landwirthschaft bedarf, zu ihrer Hebung, der Industrie, welche ihr die Consumenten bringt, die Verkehrsmittel erleichtert, und es ermöglicht, das dem Boden entgangene wieder zu erstatten; die Industrie aber, welche eine Zukunft haben soll, darf der sichern Grundlage der Landwirthschaft nicht entbehren, welche überhaupt die Basis

aller gesellschaftlichen Verhältnisse bildet. Die Völker bedürfen einer sie schützenden, ihre Rechte achtenden, den Frieden liebenden, und den Verkehr hebenden Obrigkeit; und diese kann ihre höchst verantwortliche Aufgabe nur lösen, wenn ihr Vertrauen, Achtung vor den Gesetzen und Liebe zur Arbeit von Allen und von jedem Einzelnen entgegengebracht wird.

Selbst Völker und Staaten bedürfen einander, und wie der Einzelne, so kann sich auch der Staat, der Pflicht, für seine Lebensverhältnisse zu sorgen, nicht entziehen, soll aber ebensowenig, wie der Einzelne seinen Nebenmenschen, seinem Nachbarstaate oder entfernten Staaten vernichtend entgegentreten, wenn nicht selbst für ihn der größte Nachtheil daraus entstehen soll.

Ein sehr lehrreiches, leider zu wenig beachtetes Beispiel hiervon liefert uns das alte Rom. Dieser erobernde Staat war, obwohl zu einem Koloß herangewachsen, dennoch so leicht von außen zu erschüttern, weil der Grund, auf dem er stand und jeder Staat steht und jeder wohleingerichtete Staat stehen muß, weil Sittlichkeit verschwunden war.

Die Staatspolitik war nichtswürdig und zuletzt völlig ohne leitende Maximen; ein entartetes, entnervtes Geschlecht muß untergehen, kein Gott kann, noch will es halten. Res, in hoc sce lus devoluta erat, ut nisi, qui malus fuerit, salvus esse non posset, sagt der edle Salvianus von Marseille. Ein Staat, in welchem das Laster so zur Schau getragen, daß sich nur der sicher wußte, welcher selbst schlecht war. —

Was soll man über eine Nation sagen, deren Bestreben, wie das der französischen im jüngst verflossenen Kriege, darauf hinausging, durch den Fußtritt ihrer zügellosen Kriegshorden den Wohlstand und die Kraft anderer Nationen in den Staub zu treten? Und doch sind in den 6 ersten Bänden der vorjährigen Revue des deux mondes etwa 20 Abhandlungen enthalten, die sich fast ausschließlich um zwei Gedanken bewegen, welche in hundert Wendungen und Reflexen sich wiederholen: „Das edle, nur für das Wohl der ganzen Welt sich interessirende Frankreich ist heimtückisch von dem barbarischen Nachbarvolke überfallen worden. Die Civilisation und der Rechtszustand von ganz Europa werden darunter auf das Empfindlichste leiden." — Ja, in einer Abhandlung des Alfred Mauri, Mitglied de l'Institut de France: „Die Kriege der Franzosen und die Invasion von Deutschland," steht

der Satz oben an: „Deutschland macht Einfälle, während wir Fran-
„zosen nur Kriege in Europa führen.“

Nach ihm beruht der Unterschied der beiderseitigen Kriege ausschließlich in dem Endzwecke, den man zu erreichen suchte.

„Frankreich strebte beständig nach einem gewissen Uebergewichte
„in Europa, zu welchem es ein Recht hatte, wegen der Ueberlegen-
„heit seiner Civilisation. Als Monarchie wollte es seinem Namen
„Achtung verschaffen und seine Feinde in die Unmöglichkeit versetzen,
„ihm zu schaden. Als revolutionäres Land suchte es seine Ideen über
„Befreiung der Völker, Gleichheit der bürgerlichen Rechte und socialen
„Fortschritt zu verbreiten.“

„Deutschland hatte andere Zielpunkte, es suchte Auswege für
„seine überzählige Bevölkerung, nicht Soldaten, sondern bewaffnete
„Ansiedler sendet es über seine Grenzen, Deutschland macht räuberische
„Einfälle, während wir nur Kriege in Europa führen.“ —

Nach diesen Prämissen wäre leicht zu beweisen, daß alle Kriege Frankreichs im Rechte begründet waren.

Auf solche Ausfälle hin dürfte es jedem Deutschen als eine mir gebotene Pflicht erscheinen, insbesondere den letzten, durch die Franzosen hervorgerufenen Krieg in seinen veranlassenden Ursachen im Hinblicke auf die geschichtliche Vergangenheit Deutschlands insbesondere der Rheinpfalz gegenüber, vergleichend zu betrachten, zu welchem Zwecke ich mir erlaube, die wohl uns allen hinreichend bekannten, dem Kriege vorausgegangenen geschichtlichen Thatsachen zur nähern Beleuchtung unseres weiteren Vortrags in gedrängter übersichtlicher Zusammenstellung nochmals in Erinnerung zu bringen:

Hohenzollerns spanische Thronkandidatur war die angebliche Ursache des gewaltigen Krieges, der dem deutschen Volke durch französischen Uebermuth aufgezwungen wurde.

Den 4. Juli 1870 meldet der französische Geschäftsträger zu Berlin dem auswärtigen Amte des Norddeutschen Bundes die Verstimmung der großen Nation, daß sich der Erbprinz von Hohenzollern-Sigmaringen zur Annahme der spanischen Krone bereit erklärt habe. Der preußische norddeutsche Staatssekretär erwidert, daß diese rein spanische Angelegenheit für die preußische Regierung nicht existire. Gleichzeitig wird in Paris von dem Herzoge von Gramont, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und dem Minister Olivier, der in Paris beglaubigte norddeutsche Botschafter, Freiherr von Werther, er-

sucht, den im Bad Ems weilenden Könige Wilhelm die Pariser Anschauungen mitzutheilen.

5. Juli. Abreise des Freiherrn von Werther nach Ems.

9. Juli. Graf Benedetti, französischer Gesandter beim norddeutschen Bunde, trifft in Ems ein, und stellt an den König Wilhelm die Anforderung, dem Erbprinzen von Hohenzollern die Annahme der spanischen Krone zu verbieten. Der König weist diese Zumuthung zurück.

12. Juli. Der Erbprinz von Hohenzollern entsagt aus eigenem Antriebe der spanischen Krone. Freiherr von Werther trifft wieder in Paris ein. Der Herzog von Gramont verlangt in einer Unterredung mit ihm, König Wilhelm solle dem Kaiser Abbitte thun, — in seinem Briefe der Verwandtschaft des Erbprinzen mit dem Hause Bonaparte nicht erwähnen, und sich der Entsagung des Erbprinzen anschließen. (Siehe, in Gramont's Broschüre, den Brief Napoleons an diesen Minister.)

13. Juli. Graf Benedetti stellt auf der Promenade dem Könige Wilhelm das freche Ansinnen, die Verzichtleistung des Erbprinzen von Hohenzollern nicht nur gut zu heißen, sondern auch die bindende Versicherung zu ertheilen, daß auch in alle Zukunft diese Thronkandidatur nicht wieder aufgenommen werden würde. Der König lehnt dieses entschieden ab und verweigert dem welschen Grafen weitere Audienzen.

15. Juli. Ollivier theilt dem gesetzgebenden Körper mit, daß Frankreich sich zum Kriege entschlossen habe.

16. Juli. Im Bundesrathe des norddeutschen Bundes findet das bisherige Verhalten des Bundespräsidiums einstimmige Billigung und wird die Erklärung abgegeben, den von Frankreich angebotenen Krieg anzunehmen. Befehl zur Mobilmachung des norddeutschen Heeres.

19. Juli. Eröffnung des norddeutschen Reichstages durch König Wilhelm. Offizielle Kriegserklärung Frankreichs an Preußen; in Berlin, Mittags halb 1 Uhr, an Graf Bismarck übergeben.

20. Juli. Die Regierungen von Bayern, Baden und Württemberg erklären ihre Mitbetheiligung am Kriege. Dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm wird vom König Wilhelm das Kommando der dritten süddeutschen Armee übertragen.

Napoleon III. verlangte von einem Greise, von einem Deutschen, von einem Könige, Abbitte. Diese unerhörte Anmaßung trieb jedem

Deutschen das kochende Blut in's Gesicht; Jeder sehnte sich nach Abwehr der so lange schmachvoll erlittenen Fremdeneinmischung in die Verhältnisse unseres Vaterlandes. Bayerns König Ludwig II., der Vorgänger des deutschen Südens, reichte vertrauensvoll dem im Kriege ergrauten deutschen Norden die Hand. Es gab kein eifersüchtiges Athen und Sparta mehr, der Norden und der Süden Deutschlands waren einig gegen den gemeinsamen Nationalfeind. — „Ich und die Gefahr", pflegte Julius Cäsar zu sagen, „wir sind zwei Löwen. Ich aber bin der ältere." — Napoleon III. muß sich wohl auch für den älteren Löwen gehalten haben; oder vielmehr fühlte er seinen Thron wanken, stellte sich, so zu sagen, an den Spieltisch des europäischen Gleichgewichtes und schrie aus Verzweiflung: Va Banque!

So entstehen Kriege; als gerechte Gründe zum Kriege hat man zwar bisher einerseits die Vertheidigung seiner Rechte und Besitzungen gegen eine gegenwärtige oder drohende Gefahr, andererseits jede grobe Verletzung oder Unterlassung dessen angesehen, was das Recht des Friedens gebeut und die eigenen Interessen unmittelbar oder mittelbar in höherem Grade gefährdet. Wie hat sich Frankreich von jeher in dieser Beziehung Deutschland gegenüber verhalten?

Lassen wir die Geschichte sprechen.

Versetzen wir uns in das 15. Jahrhundert der allgemeinen deutschen Geschichte, so ersehen wir Folgendes. Die Schweizer Eidgenossenschaft hatte durch die glücklichen Kriege mit Mailand und Savoyen an Macht und Ansehen zugenommen und seit ihr die letzten burgundischen Besitzungen durch die Aechtung Friedrichs von Oestreich preisgegeben worden waren, hatte sich ihrer eine Sucht nach Gebietserwerbungen auf Kosten Anderer bemächtigt. Diese führte zur Zwietracht unter den Eidgenossen, und so kam es, zwischen Zürich einerseits und Schwyz andererseits, zu einem Bürgerkriege über die Toggenburger Erbschaft. Die Zürcher baten den deutschen Kaiser Friedrich III. um Hülfe und dieser sagte sie ihnen zu; weil er aber nachher verhindert wurde, die ihnen verheißene Hülfe zu leisten, so bat er den französischen König Karl VII. um 5000 Söldner für die Zürcher, und zum ersten Mal sprach unter der Regierung Karl's VII., der eben erst durch die Jungfrau von Orleans von der Schmach der englischen Unterjochung befreit worden, der Dauphin (nachheriger König Ludwig XI.), 1444 in einem Manifeste die kecke Lüge aus: „Alles Land bis zu dem Rhein gehört zu Frankreich." — Da der

Waffenstillstand mit den Engländern den sichern Frieden voraussehen ließ, so war es die vornehmste Sorge Karl's VII., diese beutelustigen Söldnerschaaren, welche er in diesem langwierigen Kriege gegen England aufgeboten hatte und die Frankreich eben nicht viel besser als ein erobertes Land behandelten, los zu werden. Es kam daher sehr erwünscht, daß der deutsche Kaiser Friedrich III., jedoch wider alle Reichssatzungen ihn um 5000 Söldner für die Zürcher bat. Mit einer so kleinen Entlastung war indessen Frankreich nicht geholfen, man schickte daher gegen den Willen des Kaisers mehr denn zehn Mal mehr von den Söldnern.

Der Dauphin, welchem Karl VII. diese zuchtlosen Horden übergeben hatte, zog mit dem Hauptheere, 40,000 Mann stark, in die Schweiz, während bedeutende Heereshaufen vor Metz, Toul und Verdun, den westlichen Vormauern Deutschlands, zurückblieben und andere im untern und obern Elsaß einfielen. Bei St. Jakob an der Birs fanden sie 1650 mutherfüllte Eidgenossen, die das Feld mit Todten bedeckend mehr Tausende, als sie Hunderte waren, über den Fluß zurück warfen, dann aber in ihrer Siegestrunkenheit zu weit vorstürmten, daß sie alle bis auf ein Dutzend nach 10stündigem Morden dem Tode erlagen. Obgleich der Dauphin gesiegt hatte, so machte er doch flugs Kehrt, als er sah, daß 6000 seiner Edlen und Reisigen erschlagen auf dem Schlachtfelde lagen, und wollte lieber ein solches Volk zu Freunden als zu Feinden haben. Die Schweiz war gerettet und nun ergoß sich der ganze Schwarm über das Elsaß. In Deutschland selbst war damals eine höchst bewegte Zeit, es standen sich vom Meere bis zu den Alpen zwei Parteien mit Erbitterung entgegen. Die Fürsten suchten nämlich die Macht des Adels zu brechen, dann aber machten beide wieder gemeinsame Sache mit einander, um die Bestrebungen der Bürger nach Freiheit zu unterdrücken: Da die Franzosen fast das ganze Elsaß überschwemmt hatten, so verkündete zwar ein Ausschreiben vom 2. Oktober dem Reiche, daß der Kurfürst Pfalzgraf Ludwig beauftragt sei, nach seinem Gutdünken und Verstehen den Krieg gegen die Franzosen in die Hand zu nehmen.

Obwohl der Pfalzgraf es allerdings ehrlich meinte, so war doch die erste Aufwallung bei seinen Genossen, welche dem Elsaß ferne lagen, bald verflogen und da mit jedem Tage die Drangsale im Elsaß höher stiegen, so verbanden sich die Städter, welche sich von aller Welt verlassen sahen, mit dem Landvolke und ermannten sich bei Be-

ginn des Winters zur muthigen Kriegsführung; sie trieben diese armen Gecken (wie die Elsäßer den Namen dieser Söldnerschaaren, Armagnaken, verkehrt hatten), mit Schimpf und Schande zum Lande hinaus. Die Welschen hatten weder geweihte noch gefreite Orte, weder den geistlichen noch den weltlichen Stand, kein Alter, kein Geschlecht geschont, die Dörfer wurden niedergebrannt, so daß Tausende aus dem Ihrigen verstoßen und durch die Furcht vertrieben, mit ihren Kindern nackt im Lande umher irrten. Nach langwierigen Unterhandlungen, wobei die Franzosen einen kecken Uebermuth zeigten, wurde endlich der völlige Abzug der Gecken auf den 20. März 1445 festgesetzt, wobei der König von Frankreich gelobte, nie wieder sein Volk auf den verlassenen Reichsboden zu schicken. Als nachheriger König Ludwig XI. setzte der Dauphin seine treulose Politik gegen Deutschland fort, wurde aber für seine Begehrlichkeit nach dem deutschen Flandern und der burgundischen Erbschaft, trotz der Hilfe der Schweizer, die er in diesem Kriege in Sold genommen, von dem Erzherzog Maximilian bei Guinegate 1479 gezüchtigt.

Kurz nach Vernichtung des schmalkaldischen Bundes, gerade zu der Zeit, als der deutsche Kaiser Karl V. die deutschen Protestanten gezwungen hatte, ihre Waffen zu seinen Füßen niederzulegen, aber durch die Härte, mit welcher er die evangelischen Reichsstände behandelte, in allen die größte Erbitterung hervorrief, benützte der Kurfürst Moriz von Sachsen, der in treuloser Weise den Kurhut seinem Vetter abgelistet hatte, diese Umstände, auch seinen Gönner, den deutschen Kaiser Karl V., der die deutschen Fürsten zu Paaren trieb, dem Moriz aber über Alles traute, zu vernichten. Zu diesem Zwecke trug er dem französischen Könige Heinrich II. ein Bündniß an und dieser verfolgte die protestantische Gesinnung im eigenen Lande mit abscheulicher Grausamkeit. Er ließ den Protestanten, ehe sie den Scheiterhaufen bestiegen, die ketzerische Zunge ausreißen. In Deutschland aber ermuthigte er die Evangelischen in jeder Weise zum Kriege wider des Reiches Oberhaupt, und ging mit Freuden auf des Kurfürsten Moriz Anträge ein. Sein geschickter Diplomat, Jean de Fresse, kam nach Deutschland und stellte Gold, Truppen- und Türkenhilfe in Aussicht und verlangte hiefür zweierlei: erstens die Abtretung der zum Reiche gehörigen Bisthümer Metz, Toul, Verdun und Cambrai; zweitens die Schutzhoheit über die andern geistlichen Fürsten Deutschlands, wenigstens am Rhein; den Rheinbund, welcher in der zweiten Forderung

lag, lehnten Moriz und seine Verbündeten, der Landgraf von Hessen Cassel, der Fürst von Ansbach und der Herzog von Mecklenburg ab,= bewilligten jedoch die erste Forderung in folgender Weise:

Sie schlossen mit den Franzosen, Heinrich II., „der sich“ (wie sie sagten), „in der Sache gegen uns Deutsche mit Hilfe und Beistand „nicht nur als ein Freund, sondern als liebreicher Vater verhält,“ zu Friedewalde, am 15. Oktober 1551, ein Schutz= und Trutzbündniß gegen ihren gemeinschaftlichen Feind, den deutschen Kaiser Karl V., um dessen tyrannisches Joch bestialischer Knechtschaft von den Häuptern zu schütteln, versprachen dem Könige die Wiedereroberung der ihm angeblich von dem deutschen Kaiser entzogenen Erbstücke der Freigrafschaft Burgund, der Gebiete von Flandern und Artois (Atrecht), welche gleichfalls das ganze deutsche Mittelalter hindurch zum deutschen Reiche gehörten, und erklärten sodann: „Man wird für gut halten, daß der König von Frankreich sich derjenigen Städte bemächtige, welche von Alters her zum deutschen Reiche gehören, aber doch nicht deutscher Sprache sind, namentlich Cambrai, Toul in Lothringen, Metz, Verdun und andere; und daß er dieselben als Vicarius des heiligen Reiches behalte, indem wir dem heiligen Reiche die Rechte vorbehalten, die es auf die gedachten Städte haben konnte. Gleichergestalt wird es gut sein, daß der König in den Niederlanden ein Feuer anzünde.“ — Die sächsischen Stände hörten mit Entsetzen von dieser Verrätherei und beschworen ihren Landesherrn davon abzustehen, aber es war Alles vergebens. Schon hatte der französische König Heinrich II. die Türken dazu gebracht, mit ihren Flotten und Heeren gegen den deutschen Kaiser vorzurücken. Denn, um diesem zu schaden, war er bereit, wie der englische Gesandte Asham schrieb, sich zu gleicher Zeit in der feierlichsten Form den Papisten und Protestanten, den Türken und dem Teufel zu verschreiben. Im März 1552 rückte Heinrich II. mit einem starken Heere, dessen bester Theil aus dem entlassenen schmalkaldischen Fuß= und Reitervolke bestand, in Lothringen ein, indem er den Deutschen einen öffentlichen Sendbrief folgenden Inhalts überschickte:

„Er habe nach göttlichem Eingeben und Antrieb mit den unter= „drückten deutschen Fürsten einen Bund gemacht, und bezeuge bei Gott „dem Allmächtigen, daß er aus diesem mühseligen und schweren Vor= „haben, aus diesen großen Kosten, aus all' den Gefahren und Sorgen für „seine eigene Person keinen andern Nutzen und Gewinn suche, als aus freiem „königlichen Gemüthe der deutschen Nation die Freiheit zu bringen.“

Ueber dieser Proklamation prangte ein Freiheitshut zwischen zwei Schwertern und darunter sind „Libertas". — Toul und Verdun wurden unversehens weggenommen, Nanzig wurde stark besetzt und nun legte sich das ganze Heer vor Metz. Die Bürgerschaft aber hatte ihre Mauern und Thürme wohl im Auge und ließ die Kanonen donnern. Der französische Feldherr, der Connetable Herzog von Montmorency, forderte zur Uebergabe auf. Die Stadt weigerte sich; er drohte das ganze Land mit Feuer und Schwert zu verwüsten und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Die Bürger erklärten ihm, er könne ihre Güter draußen verbrennen, sie aber seien eine deutsche Reichsstadt und würden nicht vom Reiche lassen. Da legte er sich auf's Bitten und Bereden und schwur ihnen zu, nur ein einziges Fähnlein französischer Besatzung sollten sie einnehmen, dann bleibe Alles wieder beim Alten. Man traute ihm und öffnete das Thor. Sofort brach er ein mit einigen tausend Mann, die allerdings nur eine einzige Fahne führten.

Die Bürger waren außer sich und schrieen über Verrath und Treubruch. Der Connetable beschwichtigte sie, es sei nur auf einen friedlichen Durchmarsch abgesehen, er werde die Stadt bald wieder verlassen. Eifrig aber arbeitete er, den Rath in das französische Interesse zu ziehen; Einzelne vom Rathe ließen sich bestechen und traten, an ihrer Spitze der Bischof Robert von Lenancourt, mit dem General in das Einverständniß. Der größte Theil des Rathes aber weigerte sich und wies mit Verachtung das französische Gold von sich und erklärte, nimmermehr lasse sich Metz von dem deutschen Reiche abreißen. Schon aber ließ der König melden, daß er seinen Einzug halten und sich huldigen lassen wolle, da wußte Montmorency sich zu helfen. Er wurde sterbenskrank, legte sich zu Bette und ließ die obersten Rathsherren zu sich kommen, um sein Testament zu machen. Als er aber alle Feindseligen in seinem Zimmer bei einander hatte, warf er plötzlich die Bettdecke ab, stürzte sich mit dem Degen auf den Schöffen-Aeltesten und durchbohrte ihn.

Zugleich drang seine Leibwache durch Thür und Fenster hinein und stach und schlug, bis keiner mehr von den Rathsherren am Leben war.

Unter der Bürgschaft herrschte stummes Entsetzen. Der König zog ein, die Bürger mußten ihre Waffen abliefern und wer nicht huldigen wollte, mußte in's Elend wandern. Als König Heinrich II. Metz hatte, zog er wider allen Vertrag gegen Straßburg; der Connetable von Montmorency, der das Unternehmen gegen Metz so geschickt

geleitet, prahlte, daß es ihm nicht schwer fallen solle, auch der übrigen Plätze sich zu bemeistern; wären ja ihre Bewohner aus demselben Mehle gebacken, wie die Metzer: alle nur dumme Deutsche. Die Straßburger aber hatten längst Unrath gewittert, eine Besatzung von 5000 Landsknechten geworben und ihre Festungswerke erheblich verstärkt.

Montmorency schickte den Oberintendanten des Heeres mit dem Auftrag nach Straßburg, Lebensmittel einzukaufen und zugleich vom Magistrate für den König und die, wie er sagte, bei ihm befindlichen Gesandten des Papstes und einiger italienischen Potentaten die Erlaubniß zu erwirken, mit kleinem Gefolge durch die Stadt zu reiten, lediglich nur zur Besichtigung ihrer Sehenswürdigkeiten. Sie wurde auch sofort ertheilt. Die angeblichen Gesandten erschienen aber mit auffallend zahlreichem Gefolge auf der Landstraße, außer 200 auserlesenen Kriegern, die, als Diener verkleidet, Mantelsäcke trugen, hatten sich noch viele Andere als neugierige Reisende ihnen zugesellt. Kaum befanden sie sich aber innerhalb der Schußweite, als die Geschütze ihnen entgegenkrachten; 10—12 ihrer Leute blieben auf dem Platze und als das Schießen nicht aufhörte, fanden die andern sich zu schleunigstem Rückzuge bewogen.

Als der Oberintendant die Stirne hatte, wegen des Vorfalles beim Rathe sich zu beschweren, erfolgte der Bescheid: „Ganz so dumm, wie der Herr Connetable geglaubt, wären die Straßburger doch nicht; man wisse, was geplant worden!"

König Heinrich II. erachtete alsbaldige Heimkehr umsomehr geboten, da die Schweizer, auf welche er große Rücksichten zu nehmen hatte, der mit ihnen verbündeten elsäßischen Reichsstädte sich sehr nachdrücklich annahmen, und bei seinem Heere die Lebensmittel immer knapper wurden; er erlaubte darum Montmorency auch nicht, die von ihm beabsichtigte Occupation, wenigstens Hagenaus und Weißenburgs, zu versuchen. Die Franzosen mußten das Land verlassen, nachdem sie noch alle möglichen Schandthaten in den deutschen Grenzlanden ausgeübt.

Als Kurfürst Moriz von Sachsen aber seinen Frieden mit dem deutschen Kaiser Karl V. abgeschlossen hatte, ließ der französische König in den eroberten lothring'schen Städten das Possenspiel einer freien Volksabstimmung aufführen. Unter dem Drucke einer feindlichen Besatzung, während französische Lügen und Gelder ihre Wirkung thaten, konnte der Erfolg freilich nicht fehlen; später wurde verkündet, daß wer irgend ein Wort äußere, daß Metz, Toul und Verdun je wieder

zum deutschen Reiche kämen, verliere Leib und Leben. Der Versuch Kaiser Karl V., Metz wieder zu erobern, war vergebens, er mußte diese Stadt, eine der westlichen Hauptpforten seines Reiches, den Franzosen überlassen. Metz blieb zwar dem Namen nach eine deutsche Reichsstadt; denn Kurfürst Moriz von Sachsen hatte dem Reiche alle die Rechte vorbehalten, die es haben konnte, und den König von Frankreich nur zum Reichsvikar oder Statthalter des Kaisers gemacht.

Steuern oder Soldaten zum Reiche stellten die Metzer nicht mehr, sie entschuldigten sich: „durch des französischen Königs Beschwerung würden sie daran gehindert, auch seien sie in allzugroße Dürftigkeit gerathen.“ Unter König Heinrich IV. ließ Sully, dessen Minister, wieder den Ruf nach dem Rhein (1600 und 1610) ertönen, so daß der sonst versöhnliche und friedfertige König schon seine Hand darnach ausstreckte. Seine Abreise zur Armee war auf Dienstag den 18. Mai 1610 festgesetzt. Am 14. fuhr er noch einmal durch Paris. In einer engen Gasse wurde sein Wagen durch ein paar Karren aufgehalten; da stieg der berüchtigte Ravaillac auf eines der Räder und stieß seinen Mordstahl in das Herz des Königs. — Nachdem verfuhr Richelieu, der in den hohen Rath Ludwigs XIII. kaum eingetreten war, im Elsaße auf die nämliche Weise wie es in Lothringen geschehen, und zwar als Beschirmer der kleinen Reichsstädte dieser Provinz, sowohl gegen die allerdings gar schlimm hausenden Kaiserlichen als gegen die Schweden. Noch ehe er der Hugenotten und seiner inneren Feinde Herr wurde, versuchte dieser Minister vergeblich Straßburg wegzukapern. — Durch seine Staatspolitik wurden dem Könige Ludwig XIII. nicht nur Schlettstadt und Kolmar, sondern auch Hagenau, Thann, das Bisthum Straßburg, die Festungen Zabern und Hochbarr, also ein sehr bedeutender Theil des Elsaßes gewonnen.*) — Was Frankreich geworden war, verdankte es dem König Heinrich IV. und den hervorragenden Ministern Richelieu, gest. 1642, und Mazarin. — König Ludwig XIV., 5 Jahre alt, folgte seinem Vater, Ludwig XIII. 1643 in der Regierung. Als er sich aber 1651 schon für volljährig erklärte, schien er auch bald der Welt zeigen zu wollen, daß er nicht umsonst gleich Zähne (wie D'schingischan eine Hand voll geronnenen Blutes) mit auf die Welt gebracht habe. Er führte sich ganz wie der Gesetzgeber Europas auf. Im Inneren seines Landes war es

*) Siehe Anhang II. Cardinal Richelieu's Zeit.

natürlich nicht besser. Der Staat, d. h. ich, oder der Staat bin ich, pflegte er zu sagen, und dies erklärt seine Regierung, und doch wird Ludwigs XIV. Regierung Frankreichs großes Zeitalter genannt.

Ein Colbert ordnete unter ihm die Finanzen, gab dem Lande Handel, Manufakturen, Hafen, Canäle, großen Wohlstand und eine Seemacht. Handels-Compagnien für Ost- und Westindien, Colonien in Amerika und Afrika entstanden. Auch Künste und Wissenschaften gediehen unter Ludwig zu einer seltenen Blüte. Er ehrte sie, weil sie ihn ehren und verherrlichen sollten. Dadurch, daß seine Gesandten bei Verträgen sich bald der französischen Sprache, statt der lateinischen bedienten, und daß gerade Frankreich zu jener Zeit so ausgezeichnete Schriftsteller, wie einen Bossuet, Fenelon, Pascal, Racine, Corneille, Molière, Boileau u. A. hatte, bereitete sich die französische Sprache allmälig eine Herrschaft vor, welche keine andere Sprache der Welt je so geübt hatte. Frankreichs Hauptstadt wurde Gesetzgeberin Europas in Sachen des feinen Tones und Geschmackes. Alles dieses schmeichelte der Eitelkeit des Volkes. Und was der Teufel der Mode Frankreich nicht unterwarf, unterlag der schlauen Politik oder der Tapferkeit der Feldherren Frankreichs, einem Luxemburg, Schomberg, Catinat, Vendôme, Vauban, Condé und vor Allem dem Turenne. Ludwigs Kriege galten der Ausdehnung seines Reiches, besonders von 1665 bis zum Aachener Frieden 1668, von 1672 bis zum Abschluß des Nimwegner Friedens 1679, von 1688 bis zum Schluß des Ryswiker Friedens 1697. In allen diesen Kriegen hatte er das Glück auf seiner Seite; Lothringen und große Stücke der spanischen Niederlande wurden erbeutet.

Bei allem dem verfolgten die Franzosen, seitdem sie sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands einmischten, gleichmäßig die Politik, in den Friedensschlüssen sich Vergrößerungen zu bedingen und dann unmittelbar nachher über den Sinn solcher Vertragsbestimmungen Streit zu erheben, um ihre Eroberungen noch weiter auszudehnen, oder zu dem Ende einen neuen Krieg zu erregen. — Nachdem Richelieu französischer Seits zu den Erwerbungen am Rhein schon den Grund gelegt hatte, war es sein Nachfolger, der Cardinal Mazarin, dessen schnöde Künste den Abschluß des westphälischen Friedens in der Art so lange hinhielten, daß Deutschland unter der Regierung Ferdinand III. von 1637—1657 nach unsäglichen Leiden und gräßlicher Verheerung mit großen Opfern den Frieden 1648 erkaufen mußte.

In diesem Frieden, welcher in dem westphälischen Kreise, und zwar in den Städten Osnabrück und Münster, abgeschlossen ward, und der den 30jährigen Religionskrieg zwischen Katholiken und Protestanten beendigte, wurde den Protestanten völlige Religionsfreiheit zugesichert, die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands anerkannt; Frankreich aber erhielt durch diesen Friedensschluß den österreichischen Theil des Elsaßes, das Besatzungsrecht über Philippsburg nebst der Festung Breisach und den Sundgau, die Reichsvogtei über 10 elsäßische Reichsstädte und die Hoheit über die Bisthümer und Städte Metz, Toul und Verdun. Außerdem hatte es dasselbe erreicht, was es schon seit Jahren mit unerschütterlicher Staatspolitik verfolgte. — Anerkannter Weise ward in der mittelalterlichen Geschichte das Volk der Deutschen das erste in der Christenheit, und durch den ausschließenden Besitz des Kaiserthums selbst staatsrechtlich der oberste Lenker und Schiedsrichter in den wechselseitigen nationalen Beziehungen. Deutschland besaß daher im Verhältniß zu dem Ausland hohes Ansehen; doch der Nerv desselben und die belebende Kraft, welche alle Thätigkeiten in einem schöpferischen Mittelpunkte zusammen drängte, war die Reichseinheit.

Da auf ihr vornehmlich die Macht Deutschlands nach Außen ruhte, so richteten die fremden Staaten, welche eine Verminderung jener Macht wünschten, ihr Augenmerk dorthin und trachteten nach der Beschränkung der Rechte des Kaisers. Bei dem Abschlusse des westphälischen Friedens aber hatte man den Satz aufgenommen: „daß die Reichsversammlung durch die Spaltung in Evangelische und Katholische als eine einheitliche Körperschaft nicht mehr angesehen werden könne und dem westphälischen Frieden die ausschweifende Bestimmung beigefügt, daß die einzelnen Landesherren befugt seien, zu ihrer Erhaltung und Sicherheit Bündnisse mit auswärtigen Mächten, jedoch mit Ausnahme von solchen wider Kaiser und Reich, einzugehen, wodurch das Streben der Fürsten nach Souveränität befördert wurde; ja sogar der Streit über den Titel „Excellenz“ Bedeutung erlangte. So hatten die Kurfürsten diesen Titel für ihre Gesandten gefordert, um der Republik Venedig gleichzustehen. Bald begehrten sie denselben, jedoch aus dem Grunde, weil er den Gesandten der Könige gebühre. Was nun vollends die deutsche Reichseinheit aufheben mußte, war die seltsame Bestimmung des westphälischen Friedens, daß alle Theilnehmer desselben, somit auch die Kronen Frankreich und Schweden, für die Aufrechthaltung dieses Vertrages die Gewähr übernehmen sollten. Beide

Mächte konnten also selbst dem Rechte nach fortwährend in die innern Staatsangelegenheiten der Deutschen sich einmischen; denn, als Garanten des Friedens waren die Kronen Frankreich und Schweden stets Bundesgenossen der Fürsten und fanden daher volle Gelegenheit auf die Schwächung der kaiserlichen Gewalt und die gänzliche Zerrüttung der Staatseinheit Deutschlands hinzuwirken. So war denn Deutschland in viele unabhängige Fürstenländer zerstückelt, die für ihre Sonderangelegenheiten mit auswärtigen Mächten Bündnisse eingehen durften, und von zwei fremden Staaten innerlich aufgewühlt, welche sich die Garanten des westphälischen Friedens nannten, aber doch nur auf die völlige Schwächung und Zersplitterung unseres Vaterlandes sannen.

Zweiter Vortrag.

Hochverehrte Anwesende!

Im Hinblick auf die Verhältnisse der Stellung Deutschlands zu den auswärtigen Mächten nach Abschluß des westphälischen Friedens, wie sie am Schlusse des ersten Vortrages vorgeführt wurden, war es Frankreich möglich, in seinen übertriebenen Forderungen gegen Deutschland so weit vorzugehen, daß es auch bei dem Abschlusse des Nimwegner Friedens ein Verfahren entwickelte, welches das Rechtsgefühl auf das äußerste empört.

Ludwig XIV. maßte sich nämlich an, besondere Gerichtshöfe zu errichten, welche ihm unter dem Scheine des Rechts benachbarte deutsche Gebiete als ihm gehörig zusprechen sollten. Dieses unerhörte Verfahren war durch einen Zufall veranlaßt worden; nach einem Befehl des französischen Ministeriums hatte der Parlamentsrath Ravaux von Metz von dem Parlamente daselbst den Auftrag erhalten, den Bezirk dieses Gerichtshofes festzustellen, sohin alle dazugehörigen Ortschaften auszumitteln. Ravaux durchging zu diesem Zwecke die Urkunden, welche über die Bestandtheile der Bisthümer Metz, Toul, Verdun Aufschluß gaben. Er wollte bei seiner Arbeit gefunden haben, „daß verschiedene Bezirke, welche zu jenen Bisthümern gehört hätten, noch im Besitze deutscher Reichsstände seien.“ Mit den Neigungen der französischen Staatsgewalt bekannt, griff er immer weiter, und entwarf in willkürlicher Weise ein seltsames Verzeichniß von Ortschaften, welche angeblich zu irgend einer Zeit einmal zu den Fürstenthümern Metz, Toul und Verdun gehört haben sollten. In jener Zeit war Louvois der einflußreichste Mann am französischen Staatsruder, der mächtige Minister und Vertraute des Königs; — unmittelbar an ihn wandte sich Ravaux mit seiner abenteuerlichen Arbeit. Louvois fand den Einfall des Parlamentsrathes für so komisch, daß er herzlich darüber

lachte; aber bald fiel ihm die Sinnesart seines Königs ein und er glaubte, daß man sogar eine so lächerliche Sache zum Ernste wenden könne. In der That bezeugte Ludwig XIV. über die Arbeit von Ravaux großes Wohlgefallen und ließ denselben ermuntern, noch mehr Zubehöre zu Metz, Toul und Verdun auszuforschen.

Als das Geschäft im Gange war, glaubte man darin ein vortreffliches Mittel zu finden, auch vom Elsaße aus die Besitzungen Frankreichs bedeutend zu vermehren.

Man ließ daher auch willkürliche Verzeichnisse von Bezirken und Ortschaften entwerfen, welche irgend einmal zu Herrschaften im Elsaß gehört haben sollten. Dieses Alles sollte übrigens keine bloße Spielerei sein, sondern die Voranstalt, dem Könige Ludwig XIV. den Besitz aller dieser aufgeschriebenen Ländereien auch wirklich zu verschaffen. Zu diesem Zwecke ließ Ludwig XIV. zwei sogenannte Reunionskammern errichten, um zu entscheiden, daß die aufgeschriebenen Besitzungen zu Frankreich gehören. Eine derselben war in Metz und die andere in Breisach versammelt. Jene sollte entscheiden, welche Gebietstheile von den Bisthümern Metz, Toul und Verdun, und die andere hingegen, welche von Elsaß noch in fremden Händen seien, also an Frankreich herausgegeben werden müßten. Der Unfug überschritt nun alle Schranken, denn die Franzosen entblödeten sich nicht, fremde Landesherren und Souveräne in Hoheitssachen vor die Schranken ihrer Gerichtshöfe zu fordern, und so wurden in der That nicht nur der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Württemberg, die Markgrafen von Baden und die Pfalzgrafen von Veldenz; sondern, wegen Besitzungen im Zweibrückischen, auch der König von Schweden und, wegen Herrschaften in den Niederlanden, auch der König von Spanien vorbeschieden.

Mit Gleichgiltigkeit ließ man den Uebermuth gewähren; hierdurch wurde natürlich die Anmaßung noch mehr ermuntert, und so hoben denn die Reunionskammern in Metz und Breisach das Urtheilen wirklich an; unter Beziehung auf die Friedensschlüsse von Münster und Nimwegen, denen man eine gewaltsame Auslegung ertheilte, wurden verschiedenen deutschen Reichsfürsten Besitzungen abgesprochen, weil solche früher entweder zu den Bisthümern Metz, Toul und Verdun oder zu Elsaß gehört hätten. Immer weiter um sich greifend, forderte Ludwig XIV. auch von der gesammten Reichsritterschaft im Elsaße, welche nach dem westphälischen Frieden mit Deutschland verbunden und von

der französischen Landeshoheit befreit bleiben sollte, Huldigung und Unterwerfung.

Alles Widersträuben war vergebens, man drohte mit gewaltsamer Vertreibung des Adels von seinen Gütern und brachte denselben dadurch in der That unter die französische Herrschaft. Nach diesen Erfolgen richtete Ludwig XIV. seine habgierigen Blicke vollends auf die Reichsstadt Straßburg, um durch deren Besitznahme seine Herrschaft im Elsaße zu vollenden. Zur Ausführung des Anschlags hatte Louvois zunächst das alte Erwerbmittel der Bestechung angewendet, indem er dadurch verschiedene einflußreiche Männer in Straßburg auf die französische Seite zog; nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, erschien plötzlich am 30. September 1681 ein französisches Heer vor den Mauern Straßburgs und forderte unter Androhung des Bombardements die Uebergabe der Stadt. Mehrere Vornehme waren gewonnen, die Bürger hingegen entmuthigt und ohne alle Aussicht auf Hilfe aus Deutschland. So ergab sich denn auch die Reichsstadt Straßburg an die Franzosen.

Diese Gewaltthat wollte Ludwig dadurch rechtfertigen, daß er kurz sagte, durch den Friedensschluß von Münster sei ihm Elsaß abgetreten, durch jenen von Nimwegen der Besitz bestätigt worden; zu Elsaß aber gehöre Straßburg.

In dem westphälischen Frieden war jedoch die Reichsstadt Straßburg ausdrücklich bei Abtretung des Elsaßes an Frankreich ausgenommen und in klaren Ausdrücken bestimmt worden, daß Straßburg bei Deutschland verbleibe, und der französischen Landeshoheit nicht unterworfen werden dürfe.*) Auf die Nachrichten von den Anmaßungen der Reunionskammern und die darauffolgenden unerhörten Gewaltthaten hatte man wohl die Reichsstände in Frankfurt versammelt, um über die Mittel zur Vertheidigung der Nationalrechte zu berathen; allein wegen Streitigkeiten über das Zeremoniel konnte man zu keinem Beschluß kommen. Die französischen Gesandten, welche bei diesem Anlasse Friedensvorschläge, nicht wie es bisher üblich war, in der lateinischen, sondern in der französischen Sprache überreichten, verließen die Versammlung mit der Erklärung, die Deutschen könnten wegen der Streitigkeiten über die „Excellenz" und andere Dinge dieser Art zu keinen Berathungen über die Staatssachen gelangen. Die Anwesen=

*) Siehe Anhang III. Artikel 11 des westphälischen Friedens und Anhang IV. wie Elsaß und Straßburg an Frankreich kamen.

heit einer französischen Botschaft sei also überflüssig. — Kaiser Leopold I. dachte zwar mit Ernst daran, die Nationalrechte Deutschlands gegen Frankreich endlich in nachdrücklicher Weise durch die Waffen zu vertheidigen; allein Unruhen in Ungarn und in Folge derselben ein Krieg mit den Türken hinderten ihn an der Ausführung. Die Osmanen drangen in diesem Kriege sogar bis Wien vor und belagerten die Stadt. Wien wurde zwar durch den polnischen König Johann Sobiesky in Verbindung mit mehreren deutschen Fürsten am 12. September 1683 gerettet.

Gleichwohl hatte der Angriff der Osmanen für Deutschland die nachtheilige Folge gehabt, daß Kaiser Leopold I. dadurch gezwungen war, einen 20jährigen Waffenstillstand mit Frankreich zu schließen. Ludwig XIV. blieb also im Besitze seines jüngsten Raubes. — Nach einem kurzen Waffenstillstand von 4 Jahren wurde eine Ursache vom Zaune gebrochen, um einen neuen Krieg zu entzünden, und in diesem kamen Gräuel vor, welche auch die ruhigsten Menschen zu allen Zeiten mit Erbitterung erfüllen müssen. Kurfürst Carl II. von der Pfalz, der letzte aus dem Hause Simmern, war am 26. Mai 1685 zu Heidelberg verstorben. Philipp Wilhelm, bisher Herzog von Neuburg, bestieg nun nach Kurfürst Carl's kinderlosem Ableben, den Bestimmungen der goldenen Bulle gemäß, den pfälzischen Thron, jedoch nicht ohne Widerspruch von Seiten des Herzogs Leopold Ludwig von Veldenz, der aber abgewiesen wurde. Zu gleicher Zeit war dieser Herzog bemüht, durch Unterhandlungen mit dem französischen Hofe, die Ansprüche des Herzogs von Orleans auf die Allodialverlassenschaft des verstorbenen Kurfürsten gütlich zu beseitigen. Die einzie Schwester des Verewigten, Elisabeth Charlotte, war nämlich an den Herzog Philipp von Orleans, Bruder des Königs Ludwigs XIV. von Frankreich, vermählt und von ihrem Bruder in seinem Testamente als Erbin seines Allodialnachlasses eingesetzt worden. Diese Verhandlungen zerschlugen sich aber fruchtlos, indem die Franzosen die deutschen Rechte nicht anerkennend, das Allodialvermögen nicht bloß auf Mobilien, Kostbarkeiten u. dgl., sondern auch auf ererbte oder erworbene Landestheile, z. B. auf das Herzogthum Simmern, Lautern und auf das ganze Oberamt Germersheim ausdehnten; dazu kam noch, daß, als nämlich der Kurfürst von Köln am 3. Juli 1688 verstarb, der französische Hof sich unberufen in die Wahl mischte und diese auf einen seiner deutschen Anhänger, den Fürsten Wilhelm von Fürsten=

berg, zu lenken suchte. Kaiser Leopold I. widersetzte sich diesem Vorhaben mit vollem Rechte und erwirkte auch eine Entscheidung der römischen Kurie, welche das Erzbisthum Köln statt auf Wilhelm von Fürstenberg dem bayerischen Prinzen Joseph Clemenz, nach Andern Maximilian übertrug. Die widerrechtlichen Gewaltthaten gewohnt, wollte Ludwig XIV. seinen Günstling Wilhelm von Fürstenberg im Besitze des Erzbisthums Köln schützen, welchen derselbe sich thatsächlich angemaßt hatte. Im September 1688 rückte daher ein französisches Heer in die Rheinpfalz und eröffnete die Feindseligkeiten sogar ohne Kriegserklärung. Erst am 3. Oktober erfolgte dieselbe unter Angabe von allerlei Ursachen, die sämmtlich erdichtet waren und den eigentlichen wahren Beweggrund nur verschleiern sollten. Die Ueberraschung benützend, zwang das französische Heer, durch seine Uebermacht, nicht nur Philippsburg, sondern selbst auch Mainz zur Ergebung. Noch vor der Kapitulation der ersten Stadt schloß eine französische Heeresabtheilung, von Philippsburg aus, auch plötzlich Heilbronn ein. Man war nirgends zu einem Widerstand gerüstet, weil man keinen Angriff vermuthet hatte; so ergab sich demnach ebenfalls Heilbronn und die Franzosen verbreiteten sich nun über Franken und Schwaben. Gleichzeitig erschien General Monclas vor Mannheim, — steckte einen Theil der Stadt durch ein heftiges Bombardement in Brand und zwang am 11. November die Besatzung zur Uebergabe. Nachdem jetzt auch Frankenthal überfallen und durch Kapitulation genommen war, befand sich bereits die ganze Pfalz im Besitze der Franzosen; denn Heidelberg hatte sich schon vor Mannheim ergeben. Kaiser Leopold I. von wirklich ernster Entrüstung erfüllt, sprach sich in einem öffentlichen Sendschreiben ganz unumwunden aus, daß der französische Hof über alle Pflichten der Rechtschaffenheit, der Ehre und des Gewissens frevelhaft sich hinwegsetze. Louvois, Minister Ludwigs XIV., fürchtete nun doch eine endliche energische Erhebung der Deutschen und sann zur Bewältigung des erwarteten Sturmes ein ganz eigenthümliches Mittel aus. Zunächst wollte er die Deutschen durch furchtbare Grausamkeiten von einem Angriff gegen Frankreich abzuschrecken suchen. Für den Fall, daß solche Absicht mißlänge, sollte zugleich eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland, um von letzterer Seite wegen Mangel an Lebensmitteln einen Angriff unmöglich zu machen, gelegt werden. Zur Erreichung dieses Doppelzweckes beschloß Louvois die Verheerung der blühenden Pfalz. Damit aber der Gräuel noch entsetzlicher werde,

begann man mit der Ausführung der Missethat schon in Mitte des Winters von 1688 auf 1689. Das Zeichen dazu gab die Verwüstung der Ortschaften um Heidelberg, indem acht Dörfer in den Brand gesteckt wurden. Als die Einwohner bemüht waren, den Flammen Einhalt zu thun, da stürzten die Franzosen, wie ächte Barbaren, über sie her und trieben sie gewaltsam von dannen. Unbarmherzig wüthete der Mord in dem wehrlosen Haufen der Unglücklichen und schadenfroh wurden die Leichen noch nackt ausgezogen und zur Schau ausgestellt. Nach Ausplünderung der weiteren Umgegend stürzte sich die wüthende Räuberbande auf Heidelberg. Das Schloß wurde geplündert, dann niederzureißen gesucht und endlich durch Pulverminen ein großer Theil desselben zerstört. Die Stadt wurde an verschiedenen Orten in Brand gesteckt, und nun ging die Reihe an Mannheim. Louvois hatte befohlen, diese bedeutende Stadt im buchstäblichen Sinne des Wortes zu zerstören, d. h. für Menschen unbewohnbar zu machen. Mit Hast begannen denn die französischen Soldaten das Niederreißen der Häuser; dann aber legten sie an allen Orten Feuer an, um keine Spur einer menschlichen Wohnung mehr übrig zu lassen. Trostlos entflohen die unglücklichen Einwohner. In beharrlicher Fortsetzung ihrer Barbarei kündigten die Franzosen im Mai 1689 den Bewohnern von Speier an, daß diese Stadt dem Boden gleich gemacht, und der Bevölkerung eine Auswanderungsfrist von 6 Tagen nach dem Elsaß, Burgund oder Lothringen gestattet werde.

Nachdem man die Flucht an das rechte Rheinufer, bei Todesstrafe, verboten hatte, begann auch das Kannibalen-Geschäft in Speier. Viele Einwohner retteten ihre Habe in den Dom, weil die Verschonung dieses Kunstwerkes zugesichert worden war. Als aber das Innere der Kirche sich füllte, da ließ General Melac dieselbe anzünden. So gesellte sich Hohn und Schadenfreude noch zu dem Gräuel der Zerstörung. Auch hier zunächst wurde die Stadt an allen Enden in Brand gesteckt, und den fliehenden Einwohnern, sogar auf dem Wege noch, ihre Habe von den räuberischen Franzosen entrissen.

Die uralte mächtige und freie Stadt des deutschen Reiches Speier ward von den Mordbrennern in Trümmer gelegt und der erhabene Dom, die hehre Ruhestätte von 8 deutschen Kaisern und 3 Kaiserinnen, in Schutt und Graus verkehrt.*) Das zu jener

---

Siehe Anhang V.: der große Brand des Kaiserdoms zu Speier 1689.

Zeit daselbst bestandene Reichskammergericht nahm nun seinen Sitz in Wezlar. Gleiches Schicksal wie Speier erfuhren auch Worms, Frankenthal, Wachenheim, Neustadt a. d. Hardt und viele andere Ortschaften. Es hatte sich erfüllt, was Louvois wollte, die verheerte Pfalz lag als eine Wüste zwischen Frankreich und Deutschland. Kurfürst Philipp Wilhelm überlebte diese Gräuel nicht lange, indem er im Jahre 1690 zu Wien starb, Johann Wilhelm, Sohn des Vorgenannten, folgte ihm in der Regierung der verwüsteten Pfalz nach. Das Land war auf kurze Dauer von den Franzosen geräumt. — Schon im Jahre 1693 fielen die Französischen abermals in die Pfalz ein, wobei sie die Residenzstadt Heidelberg gänzlich verwüsteten und verbrannten, überhaupt entsetzliches Elend über Stadt und Land brachten, so daß, bei der allgemeinen Zerrüttung, Kurfürst Johann Wilhelm seinen Wohnsitz in Düsseldorf aufschlagen mußte. Dieser traurige Zustand dauerte bis 1697 fort, oder bis zum Abschluß des Ryswiker Friedens. Nach diesem Friedensschluß blieb Ludwig XIV. im Besitze von Straßburg und alles dessen, was er durch die Reunionen im Elsaße an sich gerissen hatte. Nur die Reunionen außerhalb des Elsaßes wurden an Deutschland zurückgegeben, desgleichen Philippsburg, Kehl, Breisach und Freiburg. Der Kurfürst Johann Wilhelm erhielt seine von den Franzosen bisher besetzten Landestheile zurück. Auch die Allodial-Ansprüche der Herzogin von Orleans wurden in diesem Frieden ausgeglichen, jedoch erst 1702 durch den Papst gänzlich beigelegt.

Vermöge dieses Friedensschlusses kam die Festung Landau nebst den Dörfern Dommheim, Nußdorf und Queichheim für immer an die Krone von Frankreich. — Ludwig XIV. hatte durch seine Eroberungen die Heiligkeit des Besitzes zerstört, und dadurch eine mächtige Stütze der öffentlichen Verhältnisse untergraben. Unter seiner Regierung griffen Eigennutz und Sinneslust immer weiter um sich und obwohl sein Minister Colbert den Wohlstand des Landes zu erhöhen suchte, so war es Ludwig XIV., der 1685 das Edikt von Nantes aufhob, welches durch König Heinrich IV. 1598 den Hugenotten völlige Religionsübung zusicherte; in Folge dieser Aufhebung wanderten 700,000 Hugenotten, größtentheils Fabrikanten, aus.

Die vielen Kriege, die er führte, entvölkerten einzelne Provinzen und erschöpften den Wohlstand und die Kraft der Nation, wodurch eine ungeheure Schuldenlast herbeigeführt wurde. Unter seinem Nach-

folger Ludwig XV., von 1715—1774, sanken der Wohlstand und die Sittlichkeit noch tiefer, so daß die Zivilisation des sogenannten französischen feinen Geschmacks sich weit von der Natur entfernte, und der Mißbrauch der Vernunft den Menschen bis unter das Thier erniedrigte. Seit Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Regierung geriethen zwei harte Steine, die umbarmherzigste Erpressung und die bitterste Noth, aneinander, deren schreckenerregende Wirkungen in der Zeit des Regentenpaares zum Ausbruch kamen, das bei der Todesnachricht Ludwigs XV. betend auf die Kniee sank und ausrief: „ach Gott, wir sind zu jung zum Regieren!"

Es waren dieß Ludwig XVI. und die von der Kindheit an für die Verbindung mit ihm bestimmte Marie Antoinette aus dem Kaiserhause Oesterreich, deren Häupter unter der Guillotine fielen.

Es war der 5. Mai 1789, als König Ludwig XVI. zur erwünschten Neugestaltung Frankreichs den Reichstag zu Versailles feierlich eröffnete. Er gab seinem Volke das Versprechen, daß das allgemeine Wohl auf der geheiligten Grundfeste der Freiheit sollte erbaut werden. Die Abgeordneten des dritten Standes rissen aber, mißtrauisch gegen dieses Versprechen, im Widerspruche mit der Krone, die politische Wiedergeburt des unglücklichen Landes in ihre Hände. In der verhängnißvollen Stunde, in welcher die Volksvertreter gegen die Beschlüsse des Königs ihre Versammlungen fortsetzten und am 20. Juni den feierlichen Eid aussprachen, daß sie sich nicht eher trennen wollten, als bis die neue Verfassung Frankreichs vollendet sei, wurde die Bahn des Umsturzes aller bisherigen Verhältnisse eröffnet. Der geängstigte König mußte, 7 Tage später, den Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit befehlen, sich mit Jenen des dritten Standes zu vereinigen. Die im Sturme neugeschaffene Staatsverfassung erregte bei allen benachbarten Königen und Fürsten ernstes Mißtrauen und schlimme Besorgnisse. Die französische Nation hatte zwar erklärt, keine Eroberungen im Auslande zu beabsichtigen; aber dabei nicht verschmäht, auf dem Wege künstlich hervorgerufener Bittgesuche einzelner Gesinnungsgenossen die Insel Corsika sich anzueignen, und später die päpstlichen Besitzungen Avignon und Venaissin mit unmenschlichen Gräuelscenen zu beflecken und einzuverleiben.

Bei Bildung der neuen Eintheilung des ganzen Reiches in 83 Departements, 249 Distrikte und diese wieder in einzelne Cantone, wurde keine Rücksicht auf fremdherrliche Besitzungen genommen.

Diese wurden ohne Weiteres den betreffenden Departements und nahegelegenen Distrikten beigezählt.

Die neuen Verfassungsbeschlüsse vom 4., 6., 7., 8. und 11. August, welche alle Standesbevorzugungen vernichteten, alle aus dem Lehensverbande entspringenden Rechte und Verpflichtungen, Frohndienste, Geldabgaben ohne Ersatz abschafften, alle herrschaftliche Gerichtsbarkeiten, Zehntgerechtigkeiten, in was sie immer bestanden und was immer dafür geleistet wurde, ohne Entschädigung aufhoben, wurden sofort auf alle Aemter, Distrikte und Ortschaften der deutschen Reichsfürsten sowohl in Elsaß als in Lothringen ausgedehnt, auf welche Frankreich nur eine durch Friedensschlüsse und Staatsverträge abgenöthigte Oberherrlichkeit besessen hatte.

Die hiedurch in ihren Rechten und Besitzungen bedrohten und beeinträchtigten deutschen Reichsstände waren unter andern der Herzog von Zweibrücken, der Speierer Fürstbischof, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, wegen der zur Grafschaft Hagenau und Lichtenberg gehörigen 12 Aemter und viele Grafen, Freiherrn und Ritter.

Die letzten Noten des österreichischen Kabinets vom 18. März und 7. April 1792, die darin ausgesprochene Forderung, die deutschen Reichsfürsten in die ihnen in Elsaß und Lothringen entzogenen Rechte und Besitzungen wieder einzusetzen und Avignon und Venaissin an den Papst wieder zurückzugeben, waren Veranlassung für die Gironde, die Feindseligkeiten gegen Deutschland zu eröffnen, denen die Kriegserklärung an den König von Ungarn und Böhmen vorausging. Ludwig XVI., von seinen Ministern gedrängt, durch die im Volke herrschende Gährung erschreckt, erschien am 20. April 1792 in einer Sitzung der Nationalversammlung und trug, nachdem Dumouriez einen Bericht über die Beziehungen Frankreichs zu dem Auslande abgestattet hatte, der Verfassung gemäß auf Krieg gegen den König von Ungarn und Böhmen an. Er wurde von der Bedeutung dieses Entschlusses so ergriffen, daß seine Stimme zitterte und er seine Thränen kaum verbergen konnte. Am Abend desselben Tages ward von der Nationalversammlung auf Grund des von Gensonné im Namen des diplomatischen Ausschusses abgestatteten Berichtes, der Antrag des Königs fast einstimmig angenommen. Das Decret, die Kriegserklärung enthaltend, ward von der immer ungeduldiger werdenden Masse mit stürmischer Freude aufgenommen. Niemand ahnte, daß der jetzt eingeleitete Kampf mit geringen Unterbrechungen 23 Jahre dauern und

sich von Cadix bis Moskau und von der Weichsel bis zum Nil erstrecken würde. — Der merkwürdigste Mann, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem Glücksrade der französischen Revolution zwar das große, aber ein traurig großes Loos gezogen, der Welt-Eroberer Napoleon I., Frankreichs Kaiser, wurde am 18. Juli 1815 in der Schlacht von Waterloo oder Belle-Alliance in Belgien gänzlich geschlagen, mußte hierauf zum zweiten Male der Krone Frankreichs entsagen, und wurde, laut Bestimmung der europäischen Großmächte, nach der Insel St. Helena gebracht, woselbst er am 31. Mai 1821 starb. In diesem zweiten Pariser Frieden, am 20. November 1815, erhielt Frankreich die Grenzen, welche es 1790 hatte. Die Rheinpfalz, welche einen Bestandtheil der französischen Republik, sowie des späteren Kaiserthums bildete und größtentheils zu dem Departement Donnersberg, dann aber auch theils zu den Departements Niederrhein und Saar gehörte, wurde durch diesen Friedensschluß wieder mit Deutschland vereinigt und im Jahre 1816 seiner angestammten alten wittelsbach'schen Herrscherfamilie, dem Könige Maximilian I. von Bayern, ehemaliger Herzog von Zweibrücken, wieder gegeben und dessen Staate einverleibt. Als besonders bemerkenswerth aus diesem Revolutionskriege, in welchem die herrlichen Gauen des rheinischen Landes ausgeplündert und ausgesaugt wurden, sind die mehrmaligen Belagerungen und Schicksale der Festung Landau, die merkwürdigen Schlachten bei Pirmasenz und Kaiserslautern zwischen den Franzosen und Preußen 1793, die Einäscherung der Stadt Cusel und des Fleckens Edersheim 1794, die berüchtigte Ausleerungs-Kommission und die Zerstörung beinahe sämmtlicher Schlösser und herrschaftlichen Sitze dieses Kreises durch die Franzosen zu bezeichnen. Wie es die Römer mit den Staaten des Alterthums gemacht, lehrt uns die Geschichte. Sie suchten überall Händel zu stiften, um von der einen Partei zu Hülfe gerufen zu werden, und da wo sie als Schiedsrichter auftraten, war die Beherrschung nicht ferne: Sie begünstigten zuerst die Schwächern, bis die Stärkeren überwunden waren; dann nahmen sie für sich die besten Provinzen und was ihnen sonst noch gefiel; und sogar das, was sie ihren Bundesgenossen und Schutzbefohlenen noch ließen, betrachteten sie nur als geliehenes Gut, als sogenanntes Lehen. Eben so verhielten sich die Franzosen bis zur Stunde des Ausbruches dieses Krieges gegen die andern Völker und Staaten. — Napoleon III., dieses Meteor des Staatsstreiches vom 2. Dezember 1851 und 52,

wußte durch seine Abenteuer den Franzosen zu imponiren und verstand es, sie zu knechten! Mit dem Börsenwechsel seiner Gesundheit lag er, wie ein Alp, auf der staatlichen Entwicklung Europa's; wie er seine berühmte Theorie: »L'Empire, c'est la paix!« durch die Praxis bestätigt hat, braucht wohl keine weitere Darstellung. — Mexiko wäre für ihn bald das geworden, was Moskau für seinen Onkel war. — „Aber sein größtes Verbrechen ist", — wie vornehmlich die Times sich ausspricht, — „der ungerechte Krieg, den er gegen Deutschland heraufbeschwor. Auch darf Preußen die allgemeinen Sympathien erwarten." (sic!)

Die Cimbern und Teutonen, welche auf ihren großen Bretterschildern die Berge hinabglitten, Flüsse ableiteten um bequemer hinüber zu kommen, verbanden ihre vorderen Linien in den Schlachten gegen die Römer mit Ketten; in unsern Tagen war es der Telegraph, der, als geistiges Band, die Nerven jedes waffenfähigen Deutschen durchzuckte und ihm das Schwert in die Hand drückte.

Der Würfel war gefallen. Auf eisernen Schienen eilten nun unsere Heldensöhne zu Deutschlands Walhalla. Hatte ein Heinrich II. von Frankreich auf diplomatischem Wege die Türken gegen Deutschland herangezogen und that Ludwig XIV. ein Gleiches gegen Oesterreich um desto sicherer im Besitze dessen, was er durch die Reunionen an sich gerissen hatte, behaupten und desto ungehinderter in seinen weiteren Eroberungen vorwärts schreiten zu können, so scheute sich Napoleon III. nicht gegen Deutschland seine algerischen Bestien: die berüchtigten Zuaven, die aus den militärischen Strafanstalten zusammengelesenen Zephyrs, gänzlich verkommene Subjekte, die ihre bürgerlichen Rechte, verschiedener Verbrechen wegen, verloren, endlich die der Civilisation unzugänglichen Abkömmlinge von Türken und Araberinnen, die Couलouglis oder Turcos — in's Feld zu führen, die gleich Tiger und Hyänen die deutschen Kolonnen zerfleischen sollten. Das heiße Blut wurde aber gar bald durch die starre Todesverachtung der Deutschen, durch eintretenden Regen und Kälte abgekühlt.

Als am 3. August 1870 Preußens Kronprinz, Friedrich Wilhelm, der deutsche Achill an der Seite Blumenthals den Wagen bestieg, um sein Hauptquartier Speier zu verlassen, da füllte sich manches Auge mit Thränen. Als er aber an dem Dome vorbeifuhr, da tönte es aus der altehrwürdigen Krypta nicht wie Orgel- sondern wie Posaunenton.

Dies irae, dies illa
Solvet saec'lum in favilla.
Quiquid latet, apparebit,
Nil inultum remanebit!

Der Tag der Vergeltung, jener Tag des Herrn füllt die Schale des Jahrhunderts bis an den Rand. Alles was verborgen ist, wird offenbar, nichts bleibt ungerächt. — Schlachten auf Schlachten wurden geschlagen und Deutschland konnte den Völkern des Erdballs zurufen:

„Ich kämpfte für mein gutes Recht,
Und darum mußt' ich siegen!" —

Wohl wurde jeder Zollbreit Erde von den Deutschen, in den Schlachten bei Weißenburg und Wörth, erkämpft und die Franzosen hielten auch selbst im Feuer aus; sie wichen aber dem kalten Eisen des deutschen Bajonnetangriffes und suchten in zügelloser Flucht unter ihrem bekannten Felggeschrei. Nous sommes trompés! — Nous sommes perdus! das Weite. Dieser Ruf der Franzosen ist aber in ihrer Geschichte nichts neues. Ein Gleiches geschah zu Anfang des französischen Revolutionskampfes. Die Truppen unter den Generälen Biron und Theobald Dillon, welche die Vorhut der französischen Streitmacht bildeten, geriethen auf dem Marsche nach Mons und Tournay, beim ersten Anblick der Oesterreicher, in wilde Flucht; sie warfen ihre Waffen und das Gepäck von sich, und verließen die Geschütze unter dem Rufe: „Wir sind verrathen, rette sich wer da kann!" Die Cavallerie ritt die eigene Infanterie nieder.

Die Freiwilligen, welche aus allen Theilen Frankreichs sich bei der Armee einzustellen begannen, aber von dem Geiste der Clubs angesteckt und bei Aufständen besser zu gebrauchen waren, als auf dem Schlachtfelde, hielten sich von ihren Befehlshabern dem Feinde für überantwortet, oder thaten, um ihre Flucht zu bemänteln so, als glaubten sie an Verrath und brachten in Lille den General Dillon, einige Offiziere und einen royalistisch-gesinnten Geistlichen um. Die Franzosen, welche sich die Eroberung Belgiens vorgenommen hatten, mußten sich, unter dem Schutze der Kanonen ihrer Grenzfestungen, auf ihr eigenes Gebiet zurückziehen. Als aber, seit diesem Ereignisse, die Guillotine hinter den Reihen unter den Flüchtlingen zu arbeiten begann, da zogen sie es vor, sich lieber den feindlichen Kugeln auszusetzen, als ihre Köpfe auf die ihrer sicher wartende Guillotine zu legen: Und solche künstlich heraufgeschraubte Tapferkeit wußte Napoleons I. Scharfblick in Frank-

reichs Gloire umzuwandeln. Was Frankreich schon zur Zeit eines Carl VII. zu erlisten begann, was es schon seit 5 Jahrhunderten mit List und Gewalt von Deutschland erbeutet hatte, wurde in einem heiligen Kampfe von nur sieben Monaten von Deutschland wieder erobert.

Am 4. August 1870 hatte der Kampf mit der Schlacht bei Weißenburg begonnen; am 26. Februar 1871 wurden die Friedenspräliminarien, nach dem Bombardement von Paris, zu Versailles unterzeichnet. Frankreich verzichtet zu Gunsten Deutschlands auf Elsaß mit Ausnahme von Belfort, auf Deutsch-Lothringen einschließlich Metz. Frankreich zahlt an Deutschland 5 Milliarden Frcs. als Kriegsentschädigung, wovon mindestens eine im Laufe des Jahres 1871, den Rest innerhalb 3 Jahren vom Tage an der Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages. Als in Brüssel, dem Orte zur Fortsetzung der Friedenskonferenzen Schwierigkeiten einzutreten begannen, da begaben sich Fürst Bismarck und die französischen Minister Jules Favre und Pouyer Quertier am 26. April 1871 zu einer Friedenskonferenz nach Frankfurt a. M. Am 6. Mai begannen die Verhandlungen. Hier handelte es sich nicht um die Noten, ob in lateinischer oder französischer Sprache, nicht um den Titel Excellenz, und nicht, ob man auf grün- oder rothsammtnen Sesseln sitzen solle; saß ja König Wilhelm, kurze Ruhe sich gönnend, in der Schlacht bei Gravelotte, selbst auf einer Leiter. Am 10. Mai wurden die Verhandlungen geschlossen und am 16. desselben Monats durch den Kaiser Wilhelm ratifizirt, und die Schallwellen des Kanonendonners von Nord und Süd umarmten sich, den von Deutschland errungenen Frieden verkündend.

Sic transit gloria mundi.

So vergeht alle Herrlichkeit der Welt. —

In dem Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles, der einstigen prächtigen Residenz Ludwigs XIV. wurde vor einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Staatsmännern, Generälen und Offizieren am 18. Januar 1871 König Wilhelm von Preußen zum deutschen Kaiser ausgerufen. Das einst so mächtige römische Kaiserreich ging mit einem Romulus Augustulus zu Grunde, das franz. Kaiserreich unter Napoleon III., seinen Lulu an der Hand, und mit ihm die Gloire der Franzosen.

Anhang

in Form einer historischen Blumenlese zur Erläuterung der beiden Vorträge.

I.

Geschichtliche Uebersicht, von dem Untergange des weströmischen Reiches, 476, bis auf unsere Zeit; mit besonderer Berücksichtigung der Regenten Frankreichs.

Nachdem Odoaker der römischen Herrschaft ein Ende gemacht und sich zum König erhoben, blieben die Sachsen, Thüringer, Bayern, Allemanen und Franken im eigentlichen Deutschland zurück. Im Osten und Nordosten ließen sich die Slaven nieder. Zum herrschenden Volke erhoben sich die Franken.

Das Frankenreich unter den Merovingern und Carolingern 481—843.

Das Frankenreich gründete Clodwig I. (481—511), der von dem Geschlechte der Merovinger abstammte, durch die Siege, welche er (486) bei Soissons über den römischen Statthalter Syagrius, bei Zülpich (496) über die Allemanen und (507) bei Vouglé über die Westgothen erfocht. Auch die Thüringer (491) und die Armoriker (497) besiegte er. Seine Nachfolger unterwarfen (531) Thüringen und (534) Burgund, welches von nun an den dritten Theil der fränkischen Monarchie bildete. Diese zerfiel in Austrasien (Ostfranken), Neustrien (Westfranken) und Burgund. Allein durch die inneren Kriege, welche die vielen Theilungen des Reiches veranlaßten, so wie durch die Schwäche und Kraftlosigkeit der meisten Könige, sank das Reich in große Zerrüttung, aus welcher es sich erst wieder erhob, als die Würde der Hausmeier

(Majores Domus), welche Anfangs blos Aufseher über die königlichen Kammergüter waren, später aber sich zur ersten Würde im Staate emporschwangen, in allen drei Reichen (687) erblich wurde.

Einer derselben, Karl Martell, schlug (732) die Araber, welche ihre Religion und ihre Herrschaft auch in Gallien ausbreiten wollten, bei Poitiers dergestalt, daß sie allen weitern Unternehmungen gegen Gallien entsagten, und unterwarf Friesland. Pipin der Kleine verwandelte (749) das Herzogthum Schwaben in eine fränkische Provinz und brachte es dahin, daß der letzte König aus dem Geschlechte der Merovinger Childerich III. (752) auf einer Reichsversammlung zu Soissons entsetzt, und er auf den fränkischen Thron erhoben wurde. (reg. 752—768.) Die Dynastie, welche er gründete, ward nach seinem Sohne Karl dem Großen die Carolingische genannt.

Karl der Große (768—814) war Anfangs blos König von Austrasien. Nach dem Tode seines Bruders Carlmann erhielt er (771) auch Neustrien. Bald (774) unterwarf er sich das lombardische Reich in Italien. Noch ehe er gegen die Longobarden zog, fing er einen Krieg mit den Sachsen an, welcher 31 Jahre (772—803) dauerte. Achtmal zog er gegen sie zu Felde, besiegte sie in mehreren Schlachten, besonders an der Hase (783) im Osnabrück'schen und bei Detmold, aber erst (803) kam zu Selze (Salzburg in Unterfranken) ein dauerhafter Friede zu Stande. Sie erkannten Karl als ihren Oberherrn und nahmen das Christenthum an, behielten aber ihre alte Verfassung. Karl eroberte auch (778) Spanien bis an den Ebro, und schlug diesen Strich unter dem Namen der spanischen Mark zu seinem Reiche, verwandelte (788) Bayern in eine fränkische Provinz, zertrümmerte das Reich der Avaren (796) und bildete aus dem ihnen abgenommenen Lande die Ostmark, welche sich bis an die Theis erstreckte. Vom Papste Leo III. erlangte er (800) die Kaiserkrone. Dieser ausgezeichnete Fürst erwarb sich um die weitere Ausbreitung der christlichen Religion, um die Kultur seines Reiches, um Gesetzgebung und zweckmäßige Einrichtung der fränkischen Monarchie unsterbliche Verdienste.

Sein Sohn Ludwig der Fromme (814—840) brachte durch die vielen Theilungen, welche er zu Gunsten seiner Söhne vornahm, großes Unheil über sich und das Land. Nach seinem Tode entspann sich unter seinen Söhnen Lothar, Ludwig und Karl dem Kahlen ein höchst verderblicher Kampf, welchem endlich (August 843) der Vertrag von Verdun ein Ende machte.

Nach demselben erhielt Lothar Italien, Lothringen und die Kaiserwürde, Karl der Kahle bekam Frankreich und Ludwig Deutschland, diesseits des Rheins, und auf dem linken Ufer dieses Stromes die Städte Mainz, Speyer und Worms mit dem dazu gehörigen Gebiete. Seit dieser Zeit war Frankreich von Deutschland und den italienischen Provinzen getrennt.

Frankreich vom Jahre 843 bis zum Anfang der französischen Revolution 1789.

Karl der Kahle, welcher bei der Theilung Frankreich bekommen hatte, und seine schwachen Nachfolger räumten den Großen solche Gewalt ein, daß ein Theil des Landes nach dem andern verloren ging und die einzelnen Provinzen nur durch das schwache Lehensband mit der Krone verknüpft blieben.

Bei diesen Verhältnissen schwang sich Hugo Capet, Herzog von Isle de France auf den Thron (987—996). So mißlich auch die Lage der ersten capetinischen Könige war, so hoben sie doch das tiefgesunkene königliche Ansehen allmälig wieder empor und begründeten eine bessere Ordnung der Dinge. Ludwig VI. (1108—1137) legte den Grund zur Entwicklung der bürgerlichen Freiheit in den Städten und der durch dieselbe bedingten Blüthe des Gewerbfleißes. Der Kreuzzug, welchen sein Nachfolger Ludwig VII. (1137—1180) auf den Rath des heiligen Bernhard unternahm, gab zur Zusammenrufung des ersten allgemeinen Reichstages (Parlaments) Veranlassung (1146). Philipp II., Augustus (1180—1223), vereinigte 11 größere und kleinere Provinzen mit der Krone und wurde dadurch nicht blos der nächste Lehensherr einer großen Anzahl von Vasallen, welche bisher mit ihm fast außer aller Verbindung standen, sondern er gewann auch eine Menge reicher Städte, welche zur Vergrößerung seiner Einkünfte nicht wenig beitrugen. Ludwig IX., der Heilige (1226—1270), erwarb sich durch Verbesserung der Rechtspflege und der Gesetzgebung große Verdienste um sein Reich. Philipp IV., der Schöne (1285 bis 1314), vergrößerte nicht bloß die Einkünfte, sondern erweiterte auch den Kreis der königlichen Gerichtsbarkeit, erlaubte sich aber Eingriffe in die Rechte der Kirche. Mit seinem Sohne Karl IV. (1321—1328) erlosch die gerade Linie des capetinischen Stammes.

Der Thron kam nun an Philipp von Valois, den Bruderssohn Philipp des Schönen, mit welchem die Regierung des valesischen Ge-

schlechts begann. Während der Herrschaft desselben entspann sich zwischen England und Frankreich ein höchst blutiger Krieg, welcher dieses Land hundert Jahre lang verwüstete. Es machte nämlich Eduard III., König von England, dessen Mutter eine Tochter Philipps des Schönen war, Ansprüche auf die französische Krone. Die Engländer waren in diesem Kampfe vom Glücke so begünstigt, daß Frankreichs Selbstständigkeit verloren zu sein schien. In einem Vertrage, welchen der Herzog Philipp von Burgund (1420) zu Trojes unterzeichnete, wurden der englische König Heinrichs V. und seine Nachkommen für Erben des französischen Thrones erklärt, und die ewige Verbindung beider Reiche unter einem Oberhaupte festgesetzt. Allein Heinrichs V. baldiger Tod und eine wunderbare Fügung der Vorsehung vereitelten die Verwirklichung dieses Planes.

Die Engländer belagerten im Frühjahre 1429 die Stadt Orleans, auf deren Besitz viel ankam. Schon hatten sie große Hoffnung, dieselbe bald in ihre Gewalt zu bringen, als plötzlich die heldenmüthige Jungfrau Johanna d'Arc, Tochter eines Landmannes aus dem lothringischen Dorfe Dom-Remy, erschien, da wendete sich das Kriegsglück den Franzosen zu. Orleans wurde befreit und Frankreich aus der Gewalt der Engländer gerettet. Wo sich die Heldin zeigte, war der Sieg auf ihrer Seite. Schon im Juli 1429 geleitete sie den König Karl VII. (1422—1461) zur Krönung nach Rheims. Zwar gerieth sie (1431) bei der Belagerung von Compiegne in die Gefangenschaft der Engländer und wurde von diesen verbrannt; allein der Muth, den sie den Franzosen eingeflößt hatte, wuchs mit jedem Tage. Daher trägt sie mit vollem Recht den schönen Namen: Jungfrau von Orleans. Die Engländer verloren eine Stadt nach der andern, und der Krieg hörte auf, ohne daß ein förmlicher Friede geschlossen wurde.

Ludwig XI. (1461—1483) förderte Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel, schätzte die Gelehrsamkeit, hielt durch seine kräftigen Maßregeln die innere Ruhe aufrecht, und erhob bei der gänzlichen Ermattung des Volkes die königliche Macht auf den höchsten Gipfel, befleckte aber seinen Namen durch seine Heuchelei, Arglist und Grausamkeit. Karl VIII. (1483—1498) vermählte sich mit Anna, der Erbin des Herzogthums Bretagne.

Frankreich ward durch die vergeblichen Kriege, welche Ludwig XII. (1498—1515) in Italien führte und Franz I. (1515—1547) gegen Kaiser Karl V. fortsetzte, sehr erschöpft, doch hob sich die königliche

Macht zu großer Bedeutung. Auch in diesem Lande, wo Calvin viele Anhänger fand, hatte sich während der Regierung der Könige Franz I. und seines Sohnes Heinrich II. (1547—1559) die neue Lehre ausgebreitet. Diejenigen, welche sie annahmen, hießen Hugenotten. Heinrich wurde durch seine Vereinigung mit dem Kurfürsten Moriz von Sachsen und dessen Verbündeten zum Statthalter der Städte Metz, Toul und Verdun gemacht, deren er sich aber nachher durch List und Gewalt bemächtigte. Durch die Religionsspaltung entstanden zwischen den Katholiken und Hugenotten schon unter Franz II. (1559—1560) große Unruhen, welche unter Karl IX. (1560—1574) höchst blutige Bürgerkriege herbeiführten. Diese Kriege verminderten den Wohlstand des Landes und lähmten die Kraft der Nation. Karls Schwester vermählte sich mit dem protestantischen König Heinrich von Navarra. Wenige Tage nach dieser Verbindung, von welcher man vergeblich eine Versöhnung zwischen beiden Religionsparteien erwartete, wurden in der Nacht vor dem Bartholomäustage (24. August) die in Paris anwesenden Hugenotten ermordet (Pariser Bluthochzeit). Der Bürgerkrieg wüthete nun schrecklicher als je. Heinrich III. (1574—1589) starb während dieser Zeit, nachdem er Heinrich von Navarra, aus dem Hause Bourbon, zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Dadurch, daß Heinrich IV. (1589—1610) dem Calvinismus entsagte und den Hugenotten (1598) durch das Edikt von Nantes völlig freie Religionsübung zusicherte, ward die Ruhe wiederhergestellt. Sein Minister Soully brachte die Finanzen in Ordnung. Unter Ludwig XIII. (1610 bis 1643) leitete der Kardinal Richelieu (gest. 1642), einer der scharfsichtigsten Staatsmänner seiner Zeit, die Zügel der Regierung mit großer Kraft. Die Hugenotten wurden entwaffnet und verloren auch ihren letzten Zufluchtsort Rochelle. Frankreich gewann durch seine Theilnahme am dreißigjährigen Kriege ansehnliche Gebiete von Deutschland. Ludwig XIV. (1643—1715) beendigte durch den pyrenäischen Frieden auch den Krieg mit Spanien zu Frankreichs Vortheil, erhielt durch den Frieden zu Ryswik die deutschen Reichsstädte im Elsaß und brachte den Herzog Philipp von Anjou auf den spanischen Thron. Durch das Glück, welches seine Unternehmungen vielfach begünstigte, erlangte Frankreich die erste Stimme in den europäischen Angelegenheiten. Ludwig suchte auch durch Förderung der Künste und Wissenschaften den Glanz seiner Regierung zu erhöhen, und unterstützte Künstler und Gelehrte. Die französische Sprache erreichte eine solche

Ausbildung, daß sie seitdem fast an allen übrigen europäischen Fürstenhöfen gesprochen und bei allen Verhandlungen zwischen Staaten gebraucht wurde. Sein Minister Colbert suchte den Wohlstand durch Erweckung der Nationalindustrie zu erhöhen und gab seinem Vaterlande See- und Kolonial-Handel. Als Ludwig (1685) das Edikt von Nantes zurücknahm, wanderten 700,000 Hugenotten, größtentheils Fabrikanten, aus.

Ludwig XIV., obgleich stets siegreich in den vielen Kriegen, welche er führte, behielt doch schließlich von allen seinen Eroberungen nur Straßburg und einige flanderische Städte.

Dafür aber verlor er die Freundschaft und die Allianz aller anderen Staaten und fand sich vollständig isolirt in der Welt; Frankreichs Einfluß war vermindert, sein Prästigium geschädigt, seine Sicherheit selbst in Frage gestellt. Dazu war das Land an Menschen und Geld erschöpft; um Krieg führen zu können, mußte man die alten Abgaben verdoppeln, neue Auflagen einführen, die Münzen verschlechtern, die Stellen verkaufen. Die Schuld stieg von 150 Millionen bis auf 3 Milliarden. Dabei war der Handel ruinirt; der Krieg mit Deutschland hinderte die Ausfuhr, der Krieg mit Holland und England zerstörte die Handelsmarine, eben so wie die Kriegsflotte. Die Industrie ging zu Grunde, weil sie keinen Absatz mehr fand, die ackerbauende Bevölkerung war die unglücklichste von allen, weil auf ihr alle Abgaben ruhten. Fénélon konnte damals dem großen Könige schreiben: „Ihr Volk stirbt vor Hunger, und ganz Frankreich ist nur ein großes Hospital.“

Eine nothwendige Folge hievon war die Entvölkerung; im Jahr 1700 zählte Frankreich trotz zweier neuen Provinzen ein Viertheil Einwohner weniger. Das sind die Folgen der politique d'envahissement.

Ludwig XIV. war noch nicht fünfjährig auf den Thron gekommen, sah vier seiner Dauphins hinsterben und sein Nachfolger war wieder ein fünfjähriges Kind, Ludwig XV.

Auf seinem Todtenbette warnte er den Dauphin vor leidenschaftlicher Kriegslust und Verschwendung; die Herren am Hofe bat er um Verzeihung wegen des bösen Beispiels, das er ihnen gegeben; er starb am 1. September 1715. Das Volk, das Ludwig nicht blos arm gemacht, sondern auch der Sittlichkeit und allen Vertrauens beraubt hatte, jubelte bei der Nachricht von seinem Tode und verfolgte den

Leichenzug nach St. Denis mit so pöbelhaftem Unwillen, daß man genöthigt war, die Leiche auf Nebenwegen zu führen.

Da Ludwigs XIV. Nachfolger, Ludwig XV. (geb. 15. Februar 1710), bei seines Urgroßvaters Tode erst 5 Jahre alt war, so mußte wieder eine vormundschaftliche Regierung eintreten, und die erste Stelle in derselben gebührte nach dem herkömmlichen Rechte dem nächsten Vetter des Königs, also dem Herzog Philipp II. von Orleans (geb. 1674), dem Brudersohne Ludwigs XIV. Dieß hatte zwar die Buhlerin Maintenon durch ein Testament des verstorbenen Königs verhindern wollen, allein man achtete nicht darauf. Der neue Regent konnte selbst bei dem Guten, was er that, in der Nation keinen Glauben finden, da der Wandel, den er führte, und die Grundsätze, zu denen er sich öffentlich bekannte, jeden rechtschaffenen Mann empören mußten; denn kaum hatte Ludwig XIV. die Augen geschlossen, so trat an die Stelle der von ihm genährten Bigotterie plötzlich der nackteste Atheismus, und in der Schaustellung desselben ging der Herzog von Orleans mit dem schlimmsten Beispiele voran. Die Gesellschaften, in denen der Herzogregent jeden Abend zubrachte, waren derart, daß er gewöhnlich des Morgens so verstört war, daß er länger als eine Stunde nach dem Aufstehen gar nichts denken konnte, sondern Alles unterzeichnete, was man ihm vorlegte; seine Theilnehmer an jenen schwärmerischen Festen (Bachanalien) nannte er im nüchternen Zustande seine Geräderten (roués). Sein Erzieher, der Abbé Dubois, ward unter ihm Minister. Der königliche Prinz stand unter der Aufsicht einer nicht verständigen Erzieherin, eines Geistlichen und eines Lehrers vom Kriegsstande. Wegen seines äußerst schwächlichen Körpers suchte man ihn zu schonen; und so wuchs er heran, ohne je zur Thätigkeit und Anstrengung angeleitet worden zu sein, ohne richtige Vorstellungen von der wahren Bestimmung des Menschen und Fürsten zu erhalten, und ohne daß der edle Ehrgeiz in ihm erweckt worden wäre, sich durch ruhmwürdige Thaten hervorzuthun.

Der Regent fand die Finanzen schon in dem heillosesten Zustande, und dennoch wollte der Hof in seinen Verschwendungen sich schlechterdings nicht einschränken. Man gelangte zu der Einsicht, daß bloße Aushülfen nicht mehr genügten, und erschöpfte sich bei Umgehung einer Berufung der Reichsstände in kleinlichen Mitteln und fiel untergeordneten Geistern in die Hände. Anfangs schritt man zu einer Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Forderungen an den

Staat und erklärte deren Viele für ungültig, ferner zur Verschlechterung der Münzen. Auch setzte man ein besonderes peinliches Gericht (chambre ardente) nieder zur Verfolgung vieler Einnehmer und Finanzpächter der vorigen Regierung, die man des Unterschleifes beschuldigte; dergestalt wurden große Straffummen eingezogen, wovon jedoch die Finanzen keinen Vortheil hatten, da der Regent und seine Günstlinge sich darein theilten.

Verderblicher noch wirkte die von einem Schotten, Johann Law, Sohn eines Goldschmieds zu Edinburgh errichtete Zettelbank, welche Anfangs ein Privatunternehmen, am 4. Dezember 1718 aber für eine königliche erklärt wurde. Die Noten dieser Bank fanden beim Beginne derselben großes Zutrauen und wurden überall gerne statt baaren Geldes angenommen, bis die Nation aus ihrem Traume erwachte. Der ganze Vermögensstand fand sich verändert, und während einzelne, welche die Aktien mit ungeheurem Gewinne weiter verkauft, große Reichthümer erworben hatten, sahen sich viele tausend Familien um das ihrige betrogen. Mit Mühe ward einem Aufruhr vorgebeugt, denn schon hörte man mit Feuer und einer neuen Bluthochzeit drohen. Law mußte mit Lebensgefahr aus Frankreich flüchten und starb zu Venedig 1729 in Dürftigkeit.

Wie groß die Gemüthsbewegung des französischen Volkes gewesen sein mußte, ersieht man an der ausgelassenen Freude, die Alt und Jung ergriff, als sich im Juli 1721 die Nachricht verbreitete, der junge König sei von einer gefährlichen Krankheit glücklich genesen. Alle Kirchen, in denen das Tedeum gesungen wurde, waren gedrängt voll. Auf den Straßen sah man nichts als Tänze und Gastgebote; die Bürger ließen ihre Mahlzeiten vor den Häusern auftragen, und luden die Vorübergehenden ein, Platz zu nehmen. Und diese liebenswürdige Raserei, einer der schönen Züge im französischen Nationalcharakter, dauerte mehrere Wochen fort.

Zwei Jahre darauf (16. Februar 1723) trat der nach französischen Gesetzen mündige König seine sogenannte Regierung selbst an. Es blieb Alles beim Alten und der Kardinal Dubois ward in seiner Premierministerstelle bestätigt, welcher jedoch am 10. August 1723, 67 Jahre alt, starb. Er hatte wie Mazarin, den er überhaupt zum Vorbild genommen, für sich selbst sehr gut gesorgt. Seine jährlichen Einkünfte hatten eine halbe Million Thaler betragen. Nach seinem Tode fiel die ganze Last der Geschäfte auf den Herzog von Orleans,

dessen nicht minder geschwächter Körper die neue Anstrengung auch nicht lange aushielt. Einst überfiel ihn während einer Audienz ein heftiger Kopfschmerz, in Folge dessen er, kurze Zeit darauf, im vierzigsten Jahre seines Alters (2. Dez. 1723) starb. Der junge König war tief betrübt, als er die Nachricht erhielt, und sein alter Lehrer Fleury, Bischof von Fréjus, hatte Mühe, seine Thränen zu stillen.

Nach dem Tode des Herzogs von Orleans hätte der 70jährige Bischof Fleury vermöge des großen Einflusses, den er auf seinen königlichen Zögling übte, sogleich zu der Würde des ersten Ministers emporsteigen können, hielt es aber doch für klug, auf einige Zeit dem Herzog von Bourbon-Condé Platz zu machen, welcher ein sehr eingebildeter und beschränkter Mann war, und ganz von seiner Buhlerin, einer Marquise v. Prie, beherrscht wurde. Durch den Einfluß der letzteren kam die Heirath des Königs mit der Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leczinsky, der damals in Frankreich eine Zuflucht gesucht hatte und von einem kärglichen Jahrgelde anfänglich in Landau, dann in Weißenburg von aller Welt vergessen lebte, zu Stande. Die Vermählung wurde am 4. September 1725 zu Fontainebleau gefeiert. Jetzt stand der Marquise von Prie nur noch der Bischof Fleury im Wege, der ihr aber an Schlauheit überlegen, Ludwig zu bewegen vermochte, den Herzog von Bourbon und die Marquise auf ihre Güter zu verweisen. Fleury war nun 1726 in der That erster Minister, wiewohl nicht dem Namen nach, da Ludwig auf seinen Rath erklärte, daß er fortan ohne Premierminister regieren wolle, und begnügte sich mit dem Titel eines Staatsministers, zu welcher Würde der Papst im folgenden Jahre auch noch den Cardinalspurpur fügte. Er strebte mit allen Nachbarn den Frieden zu erhalten; zugleich war er bedacht, dem gesunkenen Wohlstande seiner Nation aufzuhelfen, Handel, Ackerbau, Manufakturen und Wissenschaften blühend zu machen und die Land- und Seemacht auf einen solchen Fuß zu setzen, daß alle auswärtigen Völker die Achtung vor Frankreich nicht verlören; den König aber entwöhnte er immermehr von der Theilnahme an den Geschäften. Der König kräftigte, seitdem er an den Jagdvergnügen Geschmack gefunden hatte, hiedurch seinen schwachen Körper so sehr, daß er bald die heftigsten Anstrengungen ertragen konnte. Seine liebevolle, fromme Gemahlin, der er aufrichtig zugethan war, pflegte seiner dabei auf das zärtlichste, und es ist fast rührend zu lesen, in welcher kindlichen Unschuld und Treue dieser nachher so ausgeartete

Lüstling die drei ersten Jahre seines Ehestandes verlebte. Am 14. August 1727 wurden ihm Zwillingsprinzessinen geboren und am 4. September 1729 erblickte eine Dauphin das Licht der Welt.

Leider war diese schöne Blüthe von häuslicher Zufriedenheit von kurzer Dauer; den Höflingen genügte ein Hof ohne Intriguen und ein König ohne Leidenschaften nicht; die personifizirte Verführungskunst des Herzogs von Richelieu nahm es vorzüglich auf sich; man drängte den König zu den Ausschweifungen der Tafel, des Spieles und der Jagd; dann verstrickte man ihn in vorübergehende galante Abenteuer und brachte es endlich dahin, daß er sich meistentheils in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse aufhielt; den Tag über jagte er und brachte die Nächte unter den Freuden einer verschwenderisch besetzten Tafel und einer üppigen Gesellschaft zu, daß selbst in kurzer Zeit darauf sein Hof sogar den des verstorbenen Herzogs von Orleans an Sittenlosigkeit übertraf. Der alte Kardinal Fleury sah sich trotz seiner Friedensliebe noch kurz vor seinem Ende in den österreichischen Erbfolgekrieg verwickelt und starb mitten unter traurigen Nachrichten von dem Kriegsschauplatze, beinahe 90 Jahre alt am 29. Januar 1743. Eins gereicht dem Minister noch besonders zum Ruhme: daß er weder sich, noch seine Verwandten auf Kosten des Staates ungerechter Weise bereichert hat. Nach dem Tode des Kardinals Fleury erklärte zwar Ludwig XV. seinen Entschluß selbst regieren zu wollen; aber schon nach wenigen Tagen wurde er der Kabinetsarbeiten überdrüssig und es kam dann die Herrschaft der drei Damen in ihrer Reihenfolge, der Buhlerinnen: „Herzogin von Châteauroux, nach deren Tod, Marquise von Pompadour, Gemahlin des Finanzpächters d'Etoiles, und dann Gräfin Dubarri;“ deren Zeiten Friedrich der Große als règnes de Cotillon I. II. III. bezeichnete.

Nur den kriegerischen Sinn seines Ahnherrn verleugnete Ludwig XV. nicht ganz. Um den während des österreichischen Erbfolgekrieges mehrfach geschlagenen Truppen wieder Muth einzuflößen, fand der Kriegsminister d'Argenson nöthig, daß der König sich selbst an die Spitze des Heeres stelle. Ludwig ging zu dem Ende Anfangs Mai 1744 nach den Niederlanden ab und wohnte den Eroberungen von Menin, Ypern, Knoke und Furnes und hierauf einem Zuge in das Elsaß bei.

Abermals beschloß der König, als drei französische Heere in Italien, am Rhein und in den Niederlanden für den Landkrieg in

Thätigkeit waren, während sich die englischen und französischen Flotten in den indischen Gewässern schlugen, einen Feldzug mitzumachen, und fand sich daher am 7. Mai 1745 nebst dem 16jährigen Dauphin im Lager des Marschalls von Sachsen vor Dornik ein. Vier Tage darauf kam es zu der erwähnten Schlacht mit der englisch-holländischen Armee bei Fontenoy, wo der König, den man zurückzubleiben ersuchte, Beweise von unerwarteter Furchtlosigkeit gab, und der junge Dauphin so hingerissen wurde, daß er den Degen zog, um die königlichen Haustruppen selbst in's Feuer zu führen, wovon man ihn jedoch abhielt. Der Marschall wollte sich während der Schlacht vom König Befehle ausbitten; allein dieser sagte bescheiden, er sei nicht zugegen, um zu kommandiren, sondern um sich und seinen Sohn zu unterrichten. Die Schlacht war nur mit Mühe und unter großen Verlusten gewonnen. Eine Kanonenkugel tödtete den Herzog von Gramont und sein Pferd. Der Graf von Löwendal, der das Pferd hoch aufspringen sah, rief ihm zu: Nehmen sie sich in Acht, Ihr Pferd ist erschossen! — Ich auch! antwortete der Herzog und starb. Nach der Flucht der Feinde ging Ludwig mit dem Prinzen auf dem mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfelde umher, und nahm mit tiefer Bewegung wahr, wie die Verwundeten unter den Todesschmerzen sich krümmend, noch die Arme aufhoben und patriotisch riefen: Es lebe der König und der Dauphin! Auch der Prinz schauderte: Lerne hier, sagte der Vater zu ihm, wie kostbar und schrecklich der Krieg ist. Und als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wolle, antwortete er: wie die Unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde.

Auch dießmal ward der Vielgeliebte, — denn so nannten ihn die Pariser — bei seiner Rückkehr mit lautem Jubel empfangen. Die Schmeichler besangen in ihm den Helden und den Sieger, und Voltaire verfertigte auf Befehl der Marquise von Pompadour zu den Winterlustbarkeiten eine Oper, in welcher Ludwig XV. unter dem Namen Trajan, von der Göttin des Ruhmes (der Pompadour) gekrönt wurde. Nach der Aufführung dieses Stückes vergaß der eitle Dichter sich so sehr, daß er dem Könige, als derselbe aus der Loge trat, sehr vertraulich sich näherte und pathetisch sprach: Trajan, bist Du zufrieden? Ludwig antwortete mit einem finstern Schweigen und wollte nie mehr von Voltaire etwas hören. In dem Feldzuge von 1746 begleitete Pompadour den König, weßhalb man den Dauphin

zu Hause ließ; denn so viel Schamgefühl hatte Ludwig noch, daß er seinem Sohn keinen Anstoß geben wollte. Der Marschall von Sachsen gewann die blutige Schlacht bei Raucoux. Die Siegeszuversicht der Franzosen war so groß, daß man am Abende vorher im Lager Komödie spielte, und nach der Vorstellung ankündigte: Morgen, meine Herren, ist Ruhetag wegen der Schlacht, übermorgen aber werden wir die Ehre haben aufzuführen ꝛc.

Auch dem Feldzuge von 1747 wohnte der König in Gesellschaft der Pompadour persönlich bei. Die Belagerung von Mastricht durch die Franzosen im Anfange des folgenden Jahres war die letzte Waffenthat dieses Krieges; denn noch vor Beendigung derselben wurden die Friedenspräliminarien mit England und Holland zu Aachen unterzeichnet (30. April 1748). Ludwig ergab sich seit dem Frieden wieder ganz den gewohnten Vergnügungen, unter denen nur zuweilen Hofhändel seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Eine kirchliche unter Ludwig XIV. entstandene Parteiung der Jansenisten dauerte noch immer fort, so wie die Richtung derselben gegen den Hof, der die Jesuiten, die Gegner der Jansenisten, beschützte, zu der sich noch andere Gährungsstoffe zugesellten. Die hierdurch entstandene und genährte Aufregung machte sich im Jahre 1756 auf offener Straße in lauten Schmähungen gegen die Pompadour und den König Luft. Dieser wurde nicht mehr als der Vielgeliebte, sondern als der Tyrann der Franzosen bezeichnet. Auch wurde im Jahre 1757 ein Mordversuch auf ihn gemacht. Die Unglücksfälle des inzwischen ausgebrochenen siebenjährigen See- und Landkrieges, der fast in allen Welttheilen und auf allen Meeren geführt ward, und die großen innern Uebel, an welchen der kranke Staatskörper litt, wurden durch diesen Krieg nicht wenig vermehrt. Da die Minister, die Feldherren und die Admirale bloß nach der Gunst gewählt wurden, in der sie bei der Frau von Pompadour standen, so waren sie sämmtlich nur Weiberhelden, unfähig, sich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verschaffen, an deren Spitze sie stehen sollten. Fast alle ostindischen und amerikanischen Kolonien der Franzosen wurden von den Engländern erobert. Der Unverstand, begleitet vom Unglück und von der Schande, wäre ein passendes Symbol des damaligen Frankreichs gewesen. Den schwersten Stand hatten die Finanzminister. Einer nach dem andern ward abgesetzt, weil er aus dem schon ganz verarmten Volke kein Geld mehr herauspressen konnte.

Auf den nun schon physisch und moralisch völlig erschlafften König machte das Unglück und die Schande seiner Nation keinen Eindruck mehr. Er selbst sah mit Gleichgültigkeit den Tod seiner Gebieterin, der Pompadour, herannahen, der am 15. April 1764, im 43. Jahre ihres Lebens, nach einer langen Abzehrung erfolgte. Sie hinterließ ihren Verwandten Millionen; die Versteigerung ihrer Mobilien dauerte ein ganzes Jahr, und groß war die Menge der seltensten Kunstwerke, Kostbarkeiten und Erfindungen der Ueppigkeit, welche dabei zum Vorschein kamen.

Der Tod der Pompadour veränderte nichts Wesentliches in der Regierung, denn der Herzog von Choiseul (früher Graf Stainville), den sie 1756 zum Premierminister gemacht hatte, wirkte in ihrem Geiste fort. Der König hatte für nichts mehr Sinn, als für seine Ausschweifungen. Der Dauphin verfiel, zum Theil aus Gram über das unwürdige Leben seines Vaters, in eine Krankheit, und starb am 20. Dezember 1765. Seine liebenswürdige Gemahlin, eine Tochter August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, die während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen hatte, folgte ihm siebenzehn Monate später (13. Mai 1767). Noch den Tag vor ihrem Tode hatte sie, ihrer Gewohnheit nach, ihre Kinder unterrichtet, ein Geschäft, in welchem ehemals ihr Gemahl selbst ihr beigestanden hatte. Das älteste dieser Kinder, der neue Dauphin und der nachherige König Ludwig XVI. war 13 Jahre alt, als seine treffliche Mutter starb. Ein Jahr darauf (25. Juni 1768) verschied auch die Königin Maria Leczinska, nachdem ihr Vater König Stanislaus bereits 2 Jahre vorher (23. Febr. 1766) die im Wiener Frieden ihm zur Entschädigung für die polnische Krone abgetretenen Herzogthümer Lothringen und Bar (479 Quadrat-Meilen mit 1,220,000 Einwohner) als Erbgut seiner Tochter der Krone Frankreichs hinterlassen hatte.

Ludwig blieb bei dem Tode der Seinigen nicht gleichgültig; aber seine besseren Aufwallungen waren nicht von Dauer oder nicht stark genug, auf seinen Willen zu wirken. Für das Wohl seiner Unterthanen zeigte er völlige Gleichgültigkeit.

Damals, im Jahre 1768, erwarb Frankreich die Insel Korsika, indem die Republik Genua, der dieselbe seit mehr als vier Jahrhunderten gehörte, sich außer Stand fand, einen daselbst ausgebrochenen langjährigen Aufstand zu unterdrücken und daher die Insel mittelst eines von Choiseul abgeschlossenen Vertrages an Frankreich überließ,

15. Mai. Fünfzehn Monate später wurde auf Korsika in einer Familie des Mittelstandes der Mann geboren, der einst Frankreich mit strahlendem Ruhme beherrschen sollte. Paoli, der Vorfechter der korsischen Freiheit, mußte schließlich der Uebermacht der französischen Truppen weichen und suchte Zuflucht in England.

Ludwig, immer tiefer in Unwürdigkeit versinkend, wurde auf Veranstaltung eines Höflings, des Grafen Dubarri, der Sklave eines Frauenzimmers, das unter dem Namen l'Ange bekannt, ein Ladenmädchen in einem Putzgeschäft der Rue de la Ferronnerie, und Johanna Vaubernier hieß. Um den äußeren Schein zu bewahren, wurde dieselbe mit dem Bruder des Dubarri vermählt und als Gräfin dieses Namens bei Hof vorgestellt. In der Blüthe dieses Hofskandals kam die künftige Königin nach Frankreich. Choiseul hatte die Verbindung des Dauphins, Enkels des Königs, mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oesterreich (geboren den 2. November 1755), Tochter Maria Theresia's, im Einverständniß mit dem Fürsten Caunitz betrieben, und die Kaiserin ihre Einwilligung ertheilt, weil sie glaubte, das für den Frieden Europa's ersprießliche Bündniß Oesterreichs und Frankreichs hiedurch auf lange Zeit hinaus sicher zu stellen. Am 16. Mai 1770 wurde die Vermählung in Versailles vollzogen. Während der Einsegnung tobte ein furchtbares Gewitter und 14 Tage nachher, am 30. Mai, entstand bei einem Feuerwerke, welches die Stadt Paris zum Beschluß der Vermählungsfestlichkeiten auf dem Platze Ludwigs XV. gab, durch den Mangel gehöriger Vorkehrungen ein so entsetzliches Gedränge, daß im Zusammenstoße der von zwei Seiten einander entgegenwogenden Volksmassen mehrere hundert Menschen erdrückt oder zertreten wurden. Es galt dies schon Manchem als ein Vorzeichen düsterer Verhängnisse. Choiseul, der Stifter dieses Ehebundes, fand sich in der Hoffnung getäuscht, durch denselben sein Ansehen für immer befestigt zu haben. Da er der Dubarri die Aufmerksamkeit, die ihr der ganze Hof erwies, seinerseits versagte, wurde er auf Andringen der Dubarri und des Kanzlers Maupeou, welcher dem König darthat, daß Choiseul, um sich unentbehrlich zu machen, einen neuen Krieg mit England herbeiführen wolle, und zugleich die Widersetzlichkeit der ihm befreundeten Parlamente im Stillen begünstige und nähre, am 24. Dezember 1770 entlassen.*) Kurze Zeit darauf schritt der König, eben=

*) Das Parlament hatte im Verein mit Choiseul die völlige Aufhebung und Entfernung der Jesuiten aus Frankreich im März 1764 bewirkt.

falls von der Dubarri ermuntert und von dem Kanzler ermuthigt, zur Beseitigung der bisherigen Parlamente. Umsonst protestirten die Prinzen von Geblüt und mehrere Pairs gegen die Veränderung der Verfassung; der König hielt am 13. April 1771 ein Lit de Justice ohne die Gegenwart der Prinzen, ließ mehrere Edikte über die Aufhebung der seitherigen Parlamente und des Steuerhofes (Cour des aides), der auch ein Recht der Eintragung besaß, so wie über die Zusammensetzung des neuen Parlaments oder großen Rathes verlesen, und schloß die Sitzung mit einer kleinen Rede des Inhalts: Ihr habt meine Ansichten gehört; ich will, daß man sich darnach richte. Ich befehle euch, Montags eure Geschäfte anzufangen. Mein Kanzler wird euch einführen. Ich verbiete euch jede Berathschlagung, die meinen Willesmeinungen entgegen ist, und alle Vorstellungen zu Gunsten meines gewesenen Parlaments; denn ich werde niemals eine Aenderung treffen. Diesem Machtgebote verschaffte die entschlossene Festigkeit des Kanzlers durch Verhaftbriefe und Kerker Gehorsam.

Der König und die Dubarri mit ihrem Anhange fühlten sich seitdem jeder Rücksicht enthoben und setzten der Verschwendung keine Grenzen mehr. In demselben Maße stiegen die Auflagen; der Finanzminister, Abbé Terray, trug kein Bedenken, das Geld der Unterthanen durch die drückendsten Steuergesetze für den Schatz zu erpressen. Einst stellten im Deputirte der Geistlichkeit die offenbare Ungerechtigkeit eines solchen Ediktes vor. Aber wer sagt denn, erwiderte er, daß das Edikt gerecht sein soll? Wozu wäre ich denn da? — Das heißt ja, den Leuten die Taschen ausräumen, rief ein Deputirter entrüstet. — Wo soll ich es sonst hernehmen? fuhr Terray mit seiner vorigen Gelassenheit fort. Terray, der Herzog von Aiguillon als Minister des Auswärtigen und der Kanzler Maupeou handelten mit einander und mit der Dubarri im besten Einverständnisse, und machten den König ganz willenlos.

Damals (1772) geschah die erste Theilung Polens durch Rußland, Preußen und Oesterreich, ohne vorgängige Mittheilung an Frankreich. Als davon in Ludwigs Gegenwart gesprochen ward, sagte er: Wäre Choiseul noch Minister, so wäre das nicht geschehen.

Ludwigs Ende war schrecklich; er starb am 10. Mai 1774. Ueberall wurde die Todesnachricht mit Freude und Jubel aufgenommen. Der Staatshaushalt in völliger Zerrüttung, das Volk durch unerschwingliche Auflagen erdrückt, Ackerbau, Gewerbe und Handel

gelähmt, Irreligiosität und Sittenlosigkeit durch alle und zumal die höchsten Stände verbreitet, die Achtung vor dem Throne verschwunden, die Gesetze von den Inhabern der Gewalt verleugnet, die vorhandenen Grundlagen der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung von dem Geiste der Aufklärung bestritten, verhöhnt — das war die Summe der Hinterlassenschaft Ludwigs XV.

Jedermann richtete seine Hoffnungen auf den Dauphin, der bei dem allgemeinen Hasse gegen seine Vorgänger mit dem Beinamen: der Ersehnte (le désiré) begrüßt wurde.

Anfang der französischen Revolution. (1789—1793.)

Ludwig XVI. (1774—1793), dieser junge König, obwohl höchst achtungswürdig als Mensch, war aber als Regent wankelmüthig und zu schwach, um das hereinbrechende Verderben abzuwenden. Nachdem unfähige Minister in einem Zeitraume von zehn Jahren die Schuldenlast um neue 1250 Millionen Franken vermehrt hatten, versammelte Ludwig XVI., von dem Wunsche beseelt, der allgemeinen Noth abzuhelfen (1789), auf den Rath seines Ministers Necker einen allgemeinen Reichstag, zu welchem er auch zahlreiche Abgeordnete des Bürgerstandes berief. Diese geriethen mit dem Adel und der Geistlichkeit bald in Zwist, welcher damit endigte, daß sie sich (17. Juni 1789) unter dem Jubel einer großen Volksmenge zu einer Nationalversammlung erklärten und die Sitzungen allein anfingen. Später vereinigte sich auch der Adel und die Geistlichkeit mit ihnen. Damit hatte die Revolution begonnen. Der Haß des Pöbels gegen den Hof und den Adel war so groß, daß (14. Juli) die Bastille (Citadelle und Staatsgefängniß) erstürmt und alle Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit aufgehoben wurden. Die Nationalversammlung verwandelte sich eigenmächtig in eine constituirende, und erklärte die Güter der Geistlichkeit für ein Eigenthum der Nation. Bei dieser Lage der Dinge wanderten viele Tausende des Adels und der Geistlichkeit aus. Auch die königliche Familie suchte zu entfliehen. Allein sie wurde auf dem Wege eingeholt und nach Paris zurückgebracht, wo besonders eine Partei, die man Jakobiner nannte, das Volk auf jede Weise gegen die königliche Regierung aufwiegelte. Als die fremden Mächte sich ihrer annahmen und Oesterreich und Preußen die geflüchteten Adeligen (Emigranten) wieder nach Frankreich zurückführen wollten, ent-

standen in Paris die schrecklichsten Unruhen. Man erstürmte das Schloß und setzte die ganze königliche Familie (September 1791) in das Gefängniß (Temple). Statt der zu Ende gegangenen Nationalversammlung wurde (21. September 1792) ein Nationalconvent errichtet, der Frankreich für eine Republik erklärte und über den König einen förmlichen Prozeß verhängte, der (21. Januar 1793) mit seiner Hinrichtung durch die Guillotine endigte.

Frankreich als Republik. (1793—1804)

Nach diesen Vorgängen erhob sich fast ganz Europa zum Kampfe gegen Frankreich. Allein die Franzosen stritten mit einem solchen Fanatismus, daß sie in Deutschland bis zum Rhein vordrangen und Holland eroberten. Im Innern dauerten die Unordnungen und Gräuelthaten fort. Auch die Königin mußte (16. Oktober 1793) auf dem Blutgerüste und der Kronprinz Ludwig XVII. im Gefängnisse sterben. Besonders schrecklich war die Zeit (von 1793—1794), als die Unmenschen Robespierre, Danton und Marat herrschten. Robespierre, welcher mit seinen Anhängern die Schreckensscenen der Jakobiner auf's Höchste trieb, empfing endlich (28. Juli 1794) nebst ihnen durch eine neue Revolution den längst verdienten Lohn. Nach der Hinrichtung derselben entwarf eine Commission von eilf Deputirten eine neue Constitution, welche bald (27. Oktober 1795) eingeführt wurde. Nach derselben wurde die gesetzgebende Gewalt zwei Kammern, dem Rathe der Alten und jenem der Jüngern, die ausübende aber einem aus fünf Personen bestehenden Directorium übertragen. Unterdessen kämpften die französischen Heere inner- und außerhalb ihres Vaterlandes mit Erfolg. Die fremden Mächte wurden des vergeblichen Kampfes müde. Preußen schloß zu Basel (1795), Oesterreich aber (1797) zu Campo Formio Frieden.

Doch brach der Krieg bald wieder von neuem aus. Der General Bonaparte, der einen kühnen Zug nach Aegypten unternommen hatte, nöthigte in Verbindung mit Berthier die Oesterreicher nach der Hauptschlacht bei Marengo (14. Juni 1800) Oberitalien zu räumen. Nach dem Siege, welchen der Obergeneral Moreau (3. Dezember 1800) bei Hohenlinden über die Deutschen erfocht, kam (9. Februar 1801) der Friede zu Lüneville zu Stande, demzufolge alle deutschen Provinzen jenseits des Rheins an Frankreich abgetreten wurden.

Während dieser Zeit hatte Napoleon (9. November 1799) im Verein mit Emanuel Sieyes die Directorial-Regierung gänzlich aufgehoben, und dafür eine neue Constitution eingeführt, die ihn als Oberconsul an die Spitze stellte, ihm aber noch zwei Mitconsuln an die Seite gab. Napoleon Bonaparte erwarb sich um die Herstellung der Ruhe und Ordnung in seinem Vaterlande große Verdienste. Nachdem er (25. März 1802) mit England den Frieden zu Amiens zu Stande gebracht hatte, ward er (3. August 1802) zum lebenslänglichrn Oberconsul ernannt. Einige Jahre später (1804) wurde er unter dem Namen Napoleon I. Kaiser der Franzosen, und bald darauf auch König von Italien (1805).

Frankreich bis zur Erneuerung des Krieges mit Oesterreich (1804–1809).

Napoleon begnügte sich mit der Herrschaft über Frankreich nicht. Er wollte über ganz Europa gebieten. Vor allem suchte er England zu demüthigen. Er fing die Feindseligkeiten (1803) mit dieser Krone damit an, daß er Hannover, das Stammland des Königs von England, besetzte. Der Krieg gegen England selbst war nur zur See geführt, und hatte für Frankreich keinen günstigen Fortgang. Die Engländer vernichteten durch Nelson, welcher in der Schlacht bei Trafalgar fiel (1805) und durch andere Seehelden fast die ganze Seemacht der Franzosen. Der Krieg, den die Oesterreicher zur Demüthigung Frankreichs zu Land unternahmen, hatte ein trauriges Ende. Nach der Niederlage, die sie und die Russen bei Austerlitz in Mähren (2. Dezember 1805) erlitten, ward (26. Dezember) der Friede zu Preßburg abgeschlossen, in welchem Oesterreich einen beträchtlichen Theil seines Gebiets verlor. Die Churfürsten von Bayern und Württemberg nahmen darauf (1. Januar 1806) den Königstitel an. Es sagten sich auch noch andere angesehene Fürsten vom deutschen Reiche los, und bildeten den Rheinbund, dessen Protektor Napoleon ward. Dadurch löste sich die Reichsverfassung auf und Franz II. legte die deutsche Krone nieder (6. August 1806), nachdem er schon früher (1804) den Titel eines Erbkaisers von Oesterreich angenommen hatte. Preußen suchte Frankreichs Anmaßungen ein Ziel zu setzen, allein es wurde bei Jena (14. October 1806), bei Eilau (1807) und bei Friedland (14. Juni 1807) geschlagen und verlor (7. Juli 1807) im Frieden

von Tilsit fast die Hälfte seines Reiches. Hierauf errichtete Napoleon, der auch den Churfürsten von Hessen und den Herzog von Braunschweig ihrer Länder beraubte, für seinen jüngsten Bruder Hieronymus das Königreich Westphalen. Das aus polnischen Provinzen gebildete Herzogthum Warschau gab er dem zum König erhobenen Churfürsten von Sachsen. Die portugiesische Familie zwang er (1807) nach Brasilien zu flüchten. Spanien verlieh er (1808) seinem Bruder Joseph, den er früher zum König von Neapel (1806) erklärt hatte, und seinen Bruder Ludwig machte er zum König von Holland.

Frankreich von der Erneuerung des Kriegs mit Oesterreich bis zu Napoleons Untergange (1809—1814).

Oesterreich, welches noch einmal auf den Kampfplatz trat, mußte nach den blutigen Schlachten bei Aspern (Mai 1809), welche es gewann und bei Wagram (Juli), die es verlor, im Frieden zu Wien noch bedeutendere Provinzen abtreten, und Napoleon, welcher sich von seiner ersten Gemahlin trennte, die Prinzessin Marie Louise zur Gemahlin geben. Im folgenden Jahre (1810) vereinigte Napoleon den Kirchenstaat, Holland und das westliche Deutschland mit Frankreich und nahm auch dem Herzog von Oldenburg sein Land. Die Mißverständnisse mit Rußland, welche schon lange den Ausbruch eines neuen Krieges befürchten ließen, fachten nach vielen fruchtlosen Unterhandlungen die Flamme des Krieges wieder an. Napoleon brach mit einer Armee von 616,000 Mann auf, schlug die russischen Heere und eroberte (September 1812) Moskau. Allein da die Russen diese alte Hauptstadt verbrannten und ihre Streitkräfte vermehrten, so sah er sich zum Rückzuge genöthigt, auf welchem er den größten Theil seiner Soldaten verlor.

Nun vereinigten sich auch Preußen und Oesterreich mit Rußland und diesem Beispiel folgten Schweden und einige deutsche Staaten. Schrecklich war der Kampf, den Napoleon gegen die Verbündeten bei Lützen (2. Mai 1813) und Wurzen (30. Mai) zu bestehen hatte. Die Franzosen wurden bei Großbeeren (23. Aug.), an der Katzbach (26. August), bei Culm und Nollendorf (30. Aug.) und bei Dennewitz (6. Sept.) geschlagen. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig (16., 18., 19. Okt. 1813) mußten sie in schneller Flucht über den Rhein eilen. Die Verbündeten folgten ihnen und hielten am 31. März 1814 ihren

Einzug in Paris. Napoleon entsagte (11. April) der Krone und begnügte sich mit dem Kaisertitel, dem Besitze der kleinen Insel Elba und einem jährlichen Unterhalte von 6 Millionen Franken. Frankreich erhielt die Grenzen wieder, welche es vor der Revolution gehabt hatte.

Frankreich seit der Restauration (1814—1846).

Nun bestieg Ludwig XVIII. (1814—1824), der Bruder des Königs Ludwig XVI., den Thron seiner Väter. Zu Wien ward ein Congreß eröffnet, auf dem sich die Fürsten über die neue Anordnung der europäischen Verhältnisse berathschlagten. Während sie noch mit dieser großen Aufgabe beschäftigt waren, verließ Napoleon plötzlich die Insel Elba und landete am 1. März 1815 bei Cannes (an der Küste der Provence) mit etwa 1200 Mann. Ueberall wurde er von den für seine Kriegsthaten begeisterten Franzosen, auch von den unter Marschall Ney ihm entgegen gesendeten Heere mit Jubel empfangen. Bereits am 20. März hielt Napoleon seinen Einzug in Paris. Ludwig XVIII. war nach Gent in Belgien entflohen. Vergebens suchte Napoleon durch friedliche Versprechungen die auswärtigen Mächte, besonders Oesterreich, zu gewinnen. Die auf dem Congreß zu Wien noch versammelten Monarchen hatten bereits am 13. März die europäische Acht über ihn als einen Friedensstörer ausgesprochen. Der unvermeidliche Krieg begann von neuem.

Mit gewohnter Schnelligkeit unternahm Napoleon den Angriffskrieg in den Niederlanden, wo ein englisch-deutsches Heer unter Welington und ein preußisches unter Blücher zusammengezogen worden waren. Schon hatte er bei Ligny (16. Juni) über Blücher einen harten Sieg errungen, schon wankten die am 18. Juni bei Waterloo und Belle-Alliance angegriffenen Engländer unter Wellington, als das lunerwartete Erscheinen der Preußen unter Blücher noch am Abende der blutigen Schlacht diese gegen Napoleon entschied. Diese Niederlage machte der Regierung der sogenannten hundert Tage ein Ende. Denn Napoleon, ohne Mittel zu weiterem Widerstande, entsagte zu Paris zum zweiten Male der Krone (22. Juni), diesmal zu Gunsten seines Sohnes, was aber bei den alliirten Mächten keine Anerkennung fand. Er selbst ergab sich, da eine beabsichtigte Flucht über Rochefort nach Amerika der englischen Schiffe wegen nicht auszuführen war, der Großmuth der Regierung Großbritanniens. Nach einem Beschlusse der

Verbündeten wurde Napoleon als Gefangener auf die ferne Insel St. Helena gebracht, wo er nach fast sechsjährigen Leiden (5. Mai 1821) starb.

Ohne Widerstand waren die Truppen der Verbündeten bereits am 7. Juli 1815 zum zweiten Male in die französische Hauptstadt eingezogen, wo der von ihnen zurückgeführte König Ludwig XVIII. wieder eingesetzt wurde. Nach längeren Verhandlungen wurde nun Frankreich im zweiten Pariser Frieden (20. Nov. 1815) auf seine Grenzen vom Jahre 1790 zurückgebracht, indem es einige Grenzfestungen, darunter Landau mit Umgebung bis zur Lauter (an Bayern), ferner Saarlouis (an Preußen) und früher behaltene Theile von Savoyen (an Sardinien) zurückgab; auch mußte es eine Kriegssteuer von 700 Millionen bezahlen, die früher geraubten Kunstdenkmäler und Literaturschätze zurückgeben und sollte einige Jahre von einem Heere der Verbündeten unter Wellingtons Oberbefehl besetzt bleiben.

Napoleons Fall zog auch den seines Schwagers, des Königs Murat von Neapel, nach sich. Als nämlich auf dem Wiener Congresse die wiederhergestellten bourbonischen Höfe gegen Murats Anerkennung als König von Neapel Einsprache erhoben, so griff dieser nach Napoleons Rückkehr nach Frankreich zu den Waffen und forderte zugleich (in einem Aufruf vom 30. März 1815) sämmtliche Italiener zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit auf. Er drang sofort über Rom nach Oberitalien vor. Aber seine Truppen wurden von den Oesterreichern nach wenigen Gefechten auseinander getrieben. Er selbst entfloh nach Frankreich. In Neapel wurde die Dynastie der Bourbonen (mit Ferdinand VI.) wiederhergestellt. Als Murat nach Napoleons Niederlage bei Waterloo einen verwegenen Einfall in Calabrien unternahm, wurde er gefangen und erschossen (13. Oktober 1815).

Uebrigens hatte die Rückkehr Napoleons von Elba nach Frankreich die Verhandlungen der Mächte auf dem Wiener Congresse schnell zur Verständigung geführt, und den Ausbruch ernstlicher Spaltungen, besonders wegen des künftigen Schicksals Polens und Sachsens verhindert.

Die deutsche Bundesakte wurde am 8. Juni und die Schlußakte des Congresses am 9. Juni 1815 unterzeichnet. — Nach den wichtigern Bestimmungen dieses Congresses, durch den die europäischen Angelegenheiten in ihren Grundlinien festgestellt wurden, erhielten Rußland den größten Theil des Großherzogthums Warschau (nämlich

mit Ausnahme des jetzigen Posen und des kleinen Freistaats Krakau) unter dem Namen eines Königreiches Polen; Oesterreich ganz Oberitalien bis zum Po und Tessin als lombardisch-venetianisches Königreich, die illyrischen Provinzen (als Königreich Illyrien und Dalmatien), ferner Salzburg, Tirol mit Vorarlberg; Preußen einen großen Theil des von Frankreich abgetretenen linken Rheinufers, seine ehemaligen Besitzungen in Westphalen, die Provinz Sachsen, das Großherzogthum Posen mit Danzig und Thorn, schwedisch Pommern mit Rügen (letzteres gegen das an Dänemark abgetretene Lauenburg). — Bayern bekam Würzburg, Aschaffenburg, den Rheinkreis; Hessen-Darmstadt das jetzige Rheinhessen mit Mainz und Worms; Churhessen Fulda; Hannover die Königswürde mit Hildesheim und Ostfriesland.

Großbritannien behielt die vorzüglicheren französischen Kolonien nebst Malta, Helgoland und das Protectorat über die jonischen Inseln; Belgien wurde mit Holland vereinigt und als erbliches Königreich unter dem Namen der Niederlande an das Haus Oranien mit Wilhelm I. gegeben. Zugleich erhielt dieses Haus das zum deutschen Bund gehörige Großherzogthum Luxemburg. — Dänemark mußte Norwegen an Schweden abtreten, erhielt dagegen das deutsche Herzogthum Lauenburg. Im Uebrigen suchte man die Verhältnisse vor der Revolution möglichst herzustellen. So erhielten der wiederhergestellte Kirchenstaat, das Großherzogthum Toscana und das Herzogthum Modena ihre früheren Grenzen; dagegen wurde das Königreich Sardinien mit dem Herzogthum Genua und der Grafschaft Nizza, und die Schweiz mit den drei neuen Kantonen Genf, Wallis und Neuchatel erweitert. Deutschland wurde durch die Bundesakte vom 8. Juni 1815 zu einem damals, mit Einschluß der vier freien Städte, aus 39 souveränen Staaten bestehenden Staatenbund erklärt. Die Mitglieder desselben sollten nämlich selbstständig und von einander unabhängig bleiben, aber zur Erreichung gemeinsamer Bundeszwecke durch Gesandte der einzelnen Staaten zu einer immerwährenden Versammlung, dem Bundestag, vereinigt sein. Als gemeinsame Zwecke des Bundes wurden die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der verbündeten Staaten und die Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands bezeichnet. Die deutsche Bundesversammlung wurde am 5. November 1816 zu Frankfurt eröffnet.

Der gewaltige Kampf mit Napoleon, das dabei so sichtbar hervortretende Walten der ewigen Vorsehung, welche auf allen Wegen,

durch Fallen und Emporrichten, das Menschengeschlecht zu einem höheren Ziele heranbildet, hatten eine allgemeine geistige Bewegung hervorgebracht, den Glauben an die göttliche Weltregierung, und damit an die höhere Bestimmung und Würde der Menschheit von neuem gestärkt. Regierende und Regierte zeigten damals den freudigen Willen, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß ein rechtlicher und sittlicher Zustand immer mehr verwirklicht werde. — Von edler Begeisterung gedrungen schlossen noch zu Paris (26. September 1815) die Sieger Napoleons, die Kaiser Alexander I. von Rußland, Franz I. von Oesterreich und der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den sogenannten „heiligen Bund", in welchem sie vor allen Völkern anerkannten, daß nach der Lehre des göttlichen Erlösers alle Christen nur eine durch die Bande der Bruderliebe geeinigte Gemeinschaft bilden, deren einzelne Glieder nach den Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens zu leiten, sie von der Vorsehung beauftragt seien. Die meisten europäischen Mächte traten diesem — nach dem in solcher Weise ausgesprochenen Zwecke — schönen Bunde bei.

Die Julirevolution in Frankreich und ihre nächsten Folgen.

Eine folgenreiche Entwickelung der neueren Zeit beginnt mit der sogenannten Julirevolution in Frankreich. In diesem Lande regierten nämlich die nach Napoleons Sturz wieder eingesetzten Bourbonen, besonders Karl X., der (16. Sept. 1824) seinem Bruder Ludwig XVIII. gefolgt war, in unseliger Verblendung ganz gegen den Geist und die Bedürfnisse des Volkes. Vergeblich machten alle Bessergesinnten in und außerhalb der Kammern auf das Verderbliche solch eines Systems aufmerksam, und leisteten, als sie nicht gehört wurden, einen immer stärker hervortretenden Widerstand. Leider aber wurde König Karl durch eine kurzsichtige und selbstsüchtige Hofpartei immer mehr verblendet, und dadurch auch der Zwiespalt zwischen König und Volk immer unheilvoller. Er berief einige Häupter jener Fraction, unter ihnen den Fürsten v. Polignac u. A. in's Ministerium (Aug. 1829), dem bald so sehr das allgemeine Mißtrauen folgte, daß die im März 1830 wiederberufene Deputirtenkammer in ihrer Mehrheit (221 Deputirte) in einer Adresse an den König gegen die unvolksthümliche Verwaltung sich erklärte. Die Kammern wurden daher aufgelöst und neue Wahlen angeordnet. Unterdessen hatte ein französisches Heer

unter dem Kriegsminister Bourmont Algier, dessen Dey im Uebermuthe den französischen Consul schwer beleidigt hatte, erobert (5. Juli 1830). Der Dey wurde als Gefangener nach Frankreich gebracht und das Land in eine seitdem mehr und mehr erweiterte französische Colonie umgewandelt. Doch änderte diese glückliche Waffenthat keineswegs die öffentliche Stimmung in Frankreich, wie man gehofft hatte, vielmehr waren die neuen Wahlen noch entschiedener gegen das Ministerium Polignac ausgefallen. Jetzt wollte man eigenmächtig die Verfassung ändern. Es erschienen die berüchtigten drei Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, durch welche die noch versammelte Deputirtenkammer wieder aufgelöst, das Wahlgesetz verändert und die Preßfreiheit aufgeboben wurde. Diese unseligen Angriffe auf die Verfassung kosteten Karl und seiner Familie die Krone.

Denn das Volk von Paris erhob sich jetzt zum Widerstand und wußte in dreitägigem Kampfe (27.—29. Juli) gegen den Marschall Marmont die Rechte und Freiheiten der Nation zu behaupten. Auch bewies man nach dem blutigen Siege eine löbliche Mäßigung und Besonnenheit. An der Verfassung selbst wurde wenig geändert, dagegen wurde Karl X., der vergeblich die Ordonnanzen widerrufen und zu Gunsten seines minderjährigen Neffen, des Herzogs von Bordeaux (Heinrich V.) der Krone entsagt hatte, dieser für verlustig erklärt und Louis Philipp, Herzog von Orleans, aus einer Nebenlinie der Bourbonen, von den versammelten Kammern zum König der Franzosen erhoben (7. August). Karl ging nach Schottland, später nach Oesterreich, wo er 1836 zu Görz starb. Uebrigens dauerten die Bewegungen, welche eine so erschütternde Begebenheit, wie die Julirevolution, gewöhnlich nach sich zu ziehen pflegt, noch längere Zeit in Frankreich fort. Nicht selten wurde die innere Ruhe des Landes durch die mit der neuen Ordnung der Dinge unzufriedenen Parteien, der Legitimisten oder Karlisten (der Anhänger der älteren Bourbons) und der Republikaner und Bonapartisten auf blutige Weise gestört. Selbst meuchelmörderische Attentate wider das Leben des Königs wurden wiederholt unternommen. Uebrigens verstand Louis Philipp mit kluger Einsicht die Ordnung im Innern und den Frieden nach Außen aufrecht zu erhalten, und in den ersten Jahren seiner Regierung durch ein System der sogenannten rechten Mitte (juste milieu), welche der ausgezeichnete Minister Casimir Perrier (gest. 10. Mai 1832) gegründet hatte, die Bestrebungen der Fractionen niederzuhalten. Frank-

reichs Wohlstand im Innern, seine Macht und Ansehen nach Außen hatten immer mehr zugenommen.

Die Februarrevolution in Frankreich.

Es gab in der neueren Geschichte kaum ein Jahr, das reicher an überraschenden und erschütternden Ereignissen gewesen wäre, als das Jahr 1848; und noch ist das Endziel der neuen Entwickelungen nicht abzusehen. Die Bewegung ging auch diesmal wieder von Frankreich aus, durch die sogenannte Februarrevolution, theilte sich aber schnell den meisten Staaten des europäischen Festlandes mit.

In jenem Lande nämlich war allmählig zwischen der Mehrheit der Nation und dem durch die Julirevolution auf den Thron berufenen Könige Louis Philipp eine große Entfremdung eingetreten. Denn dieser schien mehr und mehr des Ursprungs seiner Gewalt zu vergessen und eifriger für deren Erweiterung und für die Erhebung seiner Familie, als für die Interessen des französischen Volkes besorgt. Uebrigens hoffte man von einer Reform der Deputirtenkammer, deren Mehrzahl bei dem beschränkten Wahlgesetze den Wünschen und Ansichten der überwiegenden Zahl der Franzosen nicht entsprach, auch eine Aenderung des herrschenden Systems der Regierung. Diese suchte jedoch die einmal angenommene Politik durch jegliches Mittel, auch das der Intrigue und Bestechung, aufrecht zu erhalten. Da es nach dem bestehenden, durch einen hohen Census sehr beschränkten Wahlgesetze in Frankreich bei einer Bevölkerung von etwa 36 Millionen nur 200,000 Wähler gab, so verlangte man seit einigen Jahren immer dringender und allgemeiner eine billige Ausdehnung der Wahlberechtigung auf einen größeren Theil des Volkes. Zu diesem Zwecke wurden überall in Frankreich sogenannte Reformbankette gehalten. Auch für Paris sollte ein solches auf den 22. Februar 1848 angeordnet werden. Aber das Ministerium, an dessen Spitze seit einigen Jahren Guizot stand, verbot das Bankett und rief durch diese unkluge und willkürliche Beschränkung des freien Vereins- und Versammlungsrechts Widerstand und bald einen Kampf hervor (am 23. Febr. 1848), der bei der allgemeinen Mißstimmung der Gemüther schon am folgenden Tage den Sturz der bestehenden Regierung nach sich zog. Am 24. Februar 1848 dankte Louis Philipp ab zu Gunsten seines minderjährigen Enkels, des Grafen von Paris,

für den seine Mutter, die edle Herzogin von Orleans, die Regentschaft führen sollte. Aber es war zu spät; an demselben Tage wurde von der siegenden Partei zu Paris die Republik ausgerufen, eine provisorische Regierung, deren Seele der Dichter Lamartine war, eingesetzt. Louis Philipp entfloh nach England, wo er mit seiner Familie bis zu seinem Tode (1850) zurückgezogen lebte.

Man berief eine nach dem allgemeinen Stimmrecht gewählte konstituirende Nationalversammlung, die am 4. Mai 1848 zu Paris zusammentrat und Frankreich eine republikanische Verfassung gab mit einer gesetzgebenden Nationalversammlung und einem auf drei Jahre gewählten Präsidenten an der Spitze der vollziehenden Gewalt. Uebrigens dauerte es einige Zeit, bis die neue Ordnung sich mehr befestigt hatte. Ein großer Aufstand der Anarchisten (24.—27. Juni 1848) wurde durch den General Cavaignac, den die Nationalversammlung zum Dictator ernannte, gänzlich unterdrückt. Seitdem leitete dieser mit Kraft und Umsicht die Regierung bis zur ersten Präsidentenwahl, welche am 10. Dezember 1848 auf einen Neffen des Kaisers Napoleon, Ludwig Bonaparte, einen Sohn des ehemaligen Königs von Holland, fiel. Indessen zeigte sich bald, daß die republikanische Staatsform in Frankreich keine tiefere Wurzel geschlagen hatte. Durch einen am 2. Dezember 1851 vollführten Staatsstreich gelang es dem Präsidenten, die durch Parteiung geschwächte Nationalversammlung aufzulösen und alle Gewalt auf seine Person zu übertragen. Schon im folgenden Jahre (2. Dezember 1852) ließ er sich unter dem Namen Napoleon III. zum Kaiser der Franzosen erklären, wobei er die früheren Formen des ersten Kaiserreichs mit einem Senate und gesetzgebenden Körper im Wesentlichen wieder herstellte.

Europäische und außereuropäische Ereignisse unter Napoleons III. Regierung.

I. Rußland. — Der Krimkrieg.

Nach dem in den Jahren 1828—1829 siegreich bestandenen Kampfe zwischen Rußland und der Pforte war seit dem Frieden zu Adrianopel der Einfluß Rußlands in der Türkei überwiegend geworden.

Zugleich trat jetzt das Streben Rußlands, seine Stellung und Macht im Orient zur vollen Geltung zu bringen, offen hervor. Kaiser Nikolaus verlangte von der Pforte, daß sie ihm ein Protectorat

über alle Christen griechischen Bekenntnisses innerhalb ihres Gebietes zugestehen solle. Als dies jene, ohne ihre Selbstständigkeit aufzugeben, nicht gewähren konnte, rückte ein russisches Heer über den Pruth in die Moldau und Walachei ein (6. Juli 1853), um durch Besetzung dieser beiden zum osmanischen Reiche gehörigen Vasallenländer die Pforte zum Nachgeben zu zwingen.

Dies rasche Vorgehen Rußlands, da die bisherige Stellung der europäischen Großstaaten zu einander zu gefährden schien, bestimmte jetzt die Westmächte, England und Frankreich, mit der Pforte eine Allianz zu schließen (März 1854), vermöge welcher sie sich gegenseitig verpflichteten, die Integrität und Unabhängigkeit des osmanischen Reichs, als für das Gleichgewicht der europäischen Staaten nothwendig, mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln aufrecht zu erhalten. Auch andere Mächte, insbesondere Oesterreich, billigte dies Vorhaben der Seestaaten; jenes nahm jedoch eine vermittelnde Stellung ein, ohne an dem nun bald zum Ausbruch gekommenen Kriege wirklichen Antheil zu nehmen. Nur Sardinien, das sich der großen Allianz gegen Rußland anschloß (Januar 1855), trat später mit einem Hilfsheere auf dem Kampfplatze auf.

Die Feindseligkeiten begannen (seit October 1853) an der untern Donau, wo die Türken unter Omer Pascha wiederholt, insbesondere bei Kalafat und Silistria (April—August 1854) rühmlich kämpften.

Der Hauptschauplatz des Kriegs zog sich indessen bald nach der Halbinsel Krim, wo die Heere der Alliirten bei Eupatoria landeten (14. Sept. 1854), um die Hauptstütze der russischen Macht im schwarzen Meere, die große Seefestung Sebastopol, wegzunehmen. Die Alliirten errangen zwar in blutigen Schlachten, wie an der Alma (20. Sept. 1854), bei Inkermann (5. Nov.) u. a., Vortheile über die Russen. Die Belagerung der Stadt selbst zog sich indessen bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Unternehmung und der ruhmvollen Tapferkeit der Vertheidiger in die Länge. Erst nach vielen blutigen Kämpfen und unsäglicher Anstrengung gelang es den Franzosen unter Pelissier, nach fast einjähriger Belagerung das Hauptfort (Malakoff) der Festung zu erstürmen (8. Sept. 1855), worauf die Russen den Rest ihrer dortigen Flotte selbst zerstörten und den Haupttheil der Festungswerke räumten. Gerade 50 Wochen (vom 24. Sept. 1854 bis 9. Sept. 1855) hatte diese in der Kriegsgeschichte

durch gleichen Ruhm der Vertheidigung und des Angriffs denkwürdige Belagerung gedauert.

Schon vorher war Kaiser Nicolaus aus dem Leben gegangen (2. März 1855), ihm folgte sein ältester Sohn Alexander II. Dieser friedlich gesinnte Regent nahm die von den verbündeten Mächten zur Beilegung des Streites unter billigen Bedingungen angebotene Verständigung an, worauf nach kurzen Verhandlungen der Friede zu Paris (30. März 1856) abgeschlossen wurde. Das schwarze Meer und die Donau mit ihren Mündungen wurden dem Handel aller Nationen freigegeben; die Integrität der Türkei von den europäischen Mächten garantirt und die dort wohnenden Christen unter das gemeinsame Protectorat der letzteren gestellt.

Die Verhältnisse der beiden Donaufürstenthümer, der Moldau und Walachei, wurden durch nachträgliche Conferenzen der Mächte endlich dahin geregelt (August 1855), daß jene als vereinigte rumänische Fürstenthümer eine mehr einheitliche Verfassung und größere Selbstständigkeit erhielten.

2. England und Frankreich. — Krieg mit China.

Nachdem die Engländer schon früher nach einem kurzen Kriege mit China im Frieden zu Nanking (1842 durch Admiral Pottinger geschlossen) ein wichtiges Emporium für ihren Handel in den chinesischen Gewässern, die Insel Hong-Kong und Zutritt zu fünf Häfen des Reichs der himmlischen Mitte erlangt hatten, gab die fortwährende Verkümmerung dieses Vertrags von Seiten der chinesischen Behörden, insbesondere des Statthalters (Jeh) von Canton endlich Anlaß, daß die beiden Seemächte England und Frankreich einen Theil ihrer Streitkräfte zu dem Zwecke vereinigten, das so hartnäckig sich abschließende Reich der himmlischen Mitte zu zwingen, sich dem allgemeinen Verkehre zu öffnen. Am 24. Dezember 1857 erstürmten die Engländer und Franzosen Canton, nahmen den Statthalter gefangen und behielten einen Theil der großen Stadt besetzt. Dies bestimmte endlich den kaiserlichen Hof zu Peking sein bisheriges System den fremden Höfen gegenüber zu ändern. Nach dem Vertrage von Tientsin (26. Juni 1857 durch Lord Elgin abgeschlossen) wurden die chinesischen Häfen geöffnet, freie Ausübung der christlichen Religion im chinesischen Reiche, überhaupt ein nur noch wenig beschränkter Verkehr mit den Fremden zugesichert. Aehnliche Zugeständnisse hatten bereits

um dieselbe Zeit Rußland und Nordamerika, ersteres zugleich Ausdehnung seiner asiatischen Grenzen bis zum Amurflusse, von China auf friedlichem Wege erlangt.

3. Das Königreich Italien.

Das folgenreichste Ereigniß in neuester Zeit war die Entstehung des Königreichs Italien als sechster Großstaat in Europa. Das hartnäckige Streben der Italiener, ihre ganze Halbinsel nach Verdrängung jeder Fremdherrschaft in einen einheitlichen Staat, Gesammtstaat, umzubilden, führte im Frühjahr 1859 zu einem neuen blutigen Zusammenstoß mit Oesterreich. Denn als der König von Sardinien, Victor Emanuel, einer Aufforderung der österreichischen Regierung, die Kriegsrüstungen einzustellen und zu entwaffnen, nicht nachkommen wollte, so drang sofort ein österreichisches Heer in's piemontesische Gebiet ein (27. April 1859). Aber die italienische Sache hatte bereits die Theilnahme und Unterstützung Frankreichs gewonnen. Kaiser Napoleon III. stellte sich selbst an die Spitze eines französischen Heeres, das den Piemontesen zu Hülfe eilte. Die Oesterreicher kämpften zwar mit gewohnter Tapferkeit, aber überall unglücklich, namentlich in den beiden blutigen Hauptschlachten bei Magenta am Tessin (4. Juni) und bei Solferino am Mincio (24. Juni). Dies führte zu einem schnellen Frieden, den die beiden Kaiser Franz Joseph und Napoleon auf einer Zusammenkunft zu Villa=franca abgeschlossen (11. Juli 1859) und dem auch Piemont bei den Friedensunterhandlungen zu Zürich beitrat. Der weitaus größte Theil der Lombardei wurde von Oesterreich an Piemont überlassen, dagegen behielt es Venedig. Frankreich erlangte dagegen von Piemont für die geleistete Hülfe die Abtretung von Savoyen und Nizza. Uebrigens waren die Italiener mit jenem Friedensschlusse keineswegs zufrieden und verfolgten unverrückt ihr weiteres Ziel. Noch während des Kampfes hatten die kleineren Staaten des oberen und mittleren Italiens, Toscana, Parma, Modena nach Vertreibung ihrer bisherigen Fürsten der nationalen Bewegung sich angeschlossen; bald folgte auch der größere Theil des Kirchenstaates (die Romagna, Umbrien u. a.).

Dasselbe geschah im folgenden Jahre 1860 im unteren Italien, nachdem der kühne Führer der italienischen Freicorps, Garibaldi, auf der Insel Sicilien gelandet und die Hauptstadt Palermo eingenommen hatte (27. Mai). Von Sicilien aus ging Garibaldi nach dem Fest=

Cavour

land Neapel hinüber (20. Aug.), in dessen Hauptstadt er bereits am 7. September seinen Einzug hielt. Der junge König Franz II. zog sich mit den ihm treu gebliebenen Truppen in die starke Festung Gaëta zurück, die er jedoch nach einer viermonatlichen Belagerung einem piemontesischen Heere überlassen mußte (13. Febr. 1861). Um diese Zeit wurde das erste italienische Parlament zu Turin eröffnet, das sofort die Herstellung des Königreichs Italien unter Victor Emanuel verkündigte (18. März 1861). Das neugebildete Königreich wurde nach und nach von den übrigen europäischen Staaten anerkannt.

4. Mexico. — Krieg mit Frankreich.

Nachdem in dem ehemaligen spanischen Nordamerika in Mexico seit 1810 wiederholte Befreiungsversuche stattgefunden hatten, welche aber von den spanischen Truppen wieder unterdrückt wurden, unternahm Oberst Iturbide 1821 einen neuen Versuch, der einen so allgemeinen Anklang fand, daß durch einen zusammenberufenen Congreß Mexico von Spanien völlig unabhängig und Iturbide zum Kaiser erklärt wurde (1822). Aber schon im folgenden Jahre wurde dieser abgesetzt und Mexico zur Republik gemacht, mit einer den nordamerikanischen Freistaaten nachgebildeten Verfassung. Der neue mexikanische Bundesstaat, 18 Staaten umfassend, war durch innere Parteikämpfe fortwährend in vielem politischen Wechsel begriffen. Das wichtige Texas trennte sich 1835 von Mexico und trat der nordamerikanischen Union bei, an welche neuerdings nach einem unglücklich geführtem Kriege (1846—1848) bedeutendes mexikanisches Gebiet verloren ging.

Im Jahre 1863 wurde Mexico in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, welcher, nachdem ein französisches Heer die Hauptstadt Mexico erobert hatte, den Umsturz der republikanischen Verfassung herbeiführte und den Staat auf's neue zu einem Kaiserreiche unter dem Erzherzog Ferdinand Max von Oesterreich umgestaltete (10. April 1864). Indessen vermochte sich diese aufgedrungene Schöpfung der Franzosen nicht lange zu halten. Sie sahen sich genöthigt, ihre Truppen aus Mexiko zurückzuziehen, da die vereinigten nordamerikanischen Staaten die fremde Einmischung nicht länger dulden wollten. Jetzt erlangte die nationale Partei, die sich unter dem Präsidenten der ehemaligen Republik, Juarez, gesammelt hatte, bald wieder die

Oberhand. Kaiser Maximilian gerieth in ihre Gefangenschaft und wurde durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. — Die republikanische Verfassung wurde in Mexico wiederhergestellt (1867).

Der deutsche Krieg im Jahre 1866; die Umgestaltung Deutschlands.

Das folgenreichste Ereigniß der neuesten Zeit brachte das Jahr 1866. Die gegenseitige Eifersucht der beiden deutschen Großmächte, Oesterreich und Preußen, deren jede nach einem vorherrschenden Einfluß auf das übrige Deutschland strebte, hatte im Sommer 1866 zu einem kriegerischen Zusammenstoß geführt, in den auch die übrigen deutschen Staaten hineingezogen wurden. Dies führte Folgen herbei, die das Ende der bisherigen Bundesverfassung bewirkten und eine gänzliche Umgestaltung der innern Zustände Deutschlands anbahnten.

Anlaß zu diesem folgenreichen Bürgerkriege gaben die von den beiden Großmächten von der dänischen Fremdherrschaft glücklich befreiten Elbherzogthümer Schleswig-Holstein, über deren endliche Geschicke sich die Großmächte nicht einigen konnten. Nach langen fruchtlosen Verhandlungen hatte Preußen, das seiner eigenen Sicherheit wegen Ansprüche auf den Besitz der Elbherzogthümer erhob, Truppen in dieselben einrücken lassen (Juni 1866), was am Bundestag in Frankfurt als ein Bruch der Bundesverfassung angesehen wurde. Die deutsche Bundesversammlung faßte daher auf Oesterreichs Antrag den 14. Juni den Beschluß, zu waffnen, wogegen Preußen protestirte und seinen Austritt aus dem Bunde erklärte. Zugleich gab Preußen seine Absicht kund, unter seiner Führung und mit Ausschluß Oesterreichs einen deutschen Bundesstaat mit nationaler Vertretung in einem Parlamente herstellen zu wollen. Auch rückten schon am 16. Juni preußische Truppen in die Königreiche Sachsen und Hannover und in das Churfürstenthum Hessen ein, als man dort seiner Aufforderung, zu entwaffnen und den preußischen Bündnissen sich anzuschließen, nicht nachkommen wollte. So war der Bürgerkrieg in Deutschland und die Entscheidung der Waffen unvermeidlich geworden. Der Hauptschauplatz des kurzen aber blutigen Kampfes war Böhmen, in das die preußische Hauptmacht von drei Seiten eindrang (vom 27. Juni an). Nach mehreren Treffen entschied die Hauptschlacht bei Königgrätz (auch Schlacht bei Sadowa genannt) am 3. Juli 1866 gegen

Oesterreich. Schon am 7. Juli besetzten die Preußen Prag und am 12. Juli Brünn, die Hauptstadt Mährens. Zugleich mit Preußen hatte auch das mit diesem verbündete Italien an Oesterreich den Krieg erklärt (20. Juni), um dieses zur Abtretung des längst ersehnten Venetiens zu nöthigen. Das italienische Heer überschritt (am 23. Juni), den Mincio, wurde aber in der Schlacht bei Custozza von den Oesterreichern unter Erzherzog Albrecht geschlagen (24. Juni) und über den Mincio zurückgedrängt. Auch die italienische Flotte erlitt später (20. Juli) eine Niederlage gegen die österreichische an der Küste von Dalmatien. Die Entscheidung des großen Kampfes war übrigens bereits in Böhmen gefallen. Hier trat durch Vermittlung Frankreichs unter den Kriegführenden Waffenruhe ein (22. Juli), worauf auf dem Schlosse Nicolsburg in Mähren (unweit Wien) zwischen Preußen und Oesterreich ein Waffenstillstand und zugleich die Friedenspräliminarien vereinbart wurden (26. Juli). Der formelle Abschluß des Friedens erfolgte dann zu Prag (23. Aug. 1866) im wesentlichen auf Grund der Nicolsburger Vereinbarungen. Nach den Bestimmungen des Prager Friedens schied Oesterreich aus seinem bisherigen Verbande mit Deutschland und gab seine Zustimmung zur Bildung eines norddeutschen Bundes unter Preußens Führung und zu den territorialen Veränderungen, welche Preußen nördlich von der Linie des Mains zum Zwecke seiner Abrundung und Vergrößerung machen würde. Die deutschen Staaten südlich von der Mainlinie, Bayern, Württemberg, Baden, Großherzogthum Hessen mit seiner Südhälfte sollten unabhängig sein mit der Freiheit, sich beliebig zu gruppiren und ihre Beziehungen zum norddeutschen Bunde durch besondere Verträge zu ordnen. Die süddeutschen Staaten, deren Truppen als Bundesarmee am Main nur unbedeutenden Antheil an der Entscheidung des großen Krieges genommen hatten, schlossen darauf schnell nach einander zu Berlin Frieden mit Preußen, indem sie die Bestimmungen des Prager Friedens ihrerseits anerkannten und beträchtliche Kriegskostenentschädigung an Preußen zahlen mußten (Ende August 1866). Im Uebrigen wurde die Integrität der süddeutschen Staaten von Preußen anerkannt; nur Bayern mußte ein kleines Gebiet mit 33,000 Einwohnern an der bisherigen churhessischen Grenze und das Großherzogthum Hessen die Landgrafschaft Hessen-Homburg mit der Herrschaft Meißenheim an Preußen abtreten. Auch sollte die Provinz Oberhessen künftig dem norddeutschen Bunde angehören. Zur

Erhaltung der nationalen Beziehungen der süddeutschen Staaten zu dem norddeutschen Bunde wurden zu gleicher Zeit zwischen jenen und Preußen gleichlautende Militärconventionen zu gegenseitigem Schutz und Trutz gegen jede Gefährdung Deutschlands von Außen abgeschlossen.

Die nationale Zusammengehörigkeit des deutschen Nordens und Südens wurde im folgenden Jahre (1867) durch Erneuerung des deutschen Zollvereins noch weiter befestigt. — Durch ein von der preußischen Volksvertretung genehmigtes Gesetz vom 3. Oktober 1866 wurden die beiden Elbherzogthümer Schleswig-Holstein, ferner das bisherige Königreich Hannover, das Churfürstenthum Hessen, das Herzogthum Nassau und die freie Stadt Frankfurt nebst einigen kleineren Gebieten der preußischen Monarchie einverleibt. — Das Königreich Sachsen, nach einer Bestimmung des Prager Friedens wieder hergestellt, trat dem norddeutschen Bunde bei.

Die Siegesnachricht von Sadowa prägte sich so tief in das Herz Frankreichs, daß abermals und abermals die Worte: „Die Franzosen werden den Preußen Sadowa nie vergessen!“ durch die Presse liefen mit dem ahnungsvollen Vorgefühle: es könnte sich die Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts auf die Seite Deutschlands neigen, — welche durch die Uebergabe des napoleonischen Degens bei Sedan zur Wahrheit geworden.

II.

Historischer Rückblick auf die Zeiten des Cardinals Richelieu.

Die bald nach dem Ableben Heinrich's II. (10. Juli 1559) in Gallien ausbrechenden, über ein Menschenalter in diesem Lande wüthenden Religions- und Bürgerkriege und deren Erneuerung in der ersten Hälfte der Regierung Ludwigs XIII. gestatteten den französischen Staatslenkern natürlich nicht, auf die Rheingelüste jenes Valois zurückzukommen. Der Erste, der sich das erlauben zu dürfen wieder in der Lage war, ist der Cardinal Richelieu gewesen. Es war im Beginne des leidigen dreißigjährigen Krieges, zur Zeit, als Graf Ernst von Mansfeld mit seinen zuchtlosen Schaaren am Oberrhein erschien,

auch im Elsaß ungeheure Brandschatzungen eintrieb und große Lust verrieth, wie der elsäßischen Reichsstädte überhaupt, so namentlich auch Straßburgs sich zu bemeistern. Da eröffnete ein Abgesandter Frankreichs, ein Herr de la Haye, den Straßburgern (3. Juli 1624), ihnen scheine eine Belagerung von Seiten des bösen Mansfelders zu drohen; der allerchristlichste König sei erbötig, der Stadt ein Hülfscorps von 15,000 Mann Infanterie und 1500 Reitern zur Behauptung ihrer Freiheit zu senden. Das freundliche Anerbieten wurde jedoch dankend abgelehnt, was indessen nicht verhinderte, daß Ludwig XIII. kaum fünf Jahre später (26. April 1629) den Straßburgern schrieb: ihnen scheine wiederum ein Ueberfall, eine Eroberung bevorzustehen; er sei zu nachdrücklichstem Beistande bereit, da die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit ihm ungemein am Herzen liege. Zugleich wurde dem Magistrate durch einen Grafen v. Garne vertraulich mitgetheilt, Herzog Gaston von Orleans, des Königs Bruder, sei wegen einer ersehnten und fehlgeschlagenen Heirath der Zerstreuung sehr bedürftig; er beabsichtige deßhalb, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen und in einer deutschen Stadt zu residiren, am liebsten in Straßburg. Doch müsse ihm vergönnt werden, ein Gefolge von etwa vierhundert Edelleuten, wie auch eine Leibwache von neunzig Mann mitzubringen. Welch' große Vortheile der Republik hieraus erwachsen würden, läge auf flacher Hand; denn erstens habe Herzog Gaston jährlich zwei Millionen Livres zu verzehren, dann sei er auch im Stande, schnell 10,000 Mann zum Schutze ihrer Freiheit herbeizurufen, wenn es Noth thäte. Die Väter der Republik, in Erwägung, daß bei so bewandten Umständen diese 10,000 Franzosen leicht auch einmal plötzlich nach Straßburg kommen könnten, wenn es nicht Noth thäte, lehnte auch diese wohlwollenden Anerbietungen dankend ab (Koch, Beiträge zur neuern Gesch., S. 139, in den Denkschriften der Wiener Akademie Bd. I., 1849. Strobel, Gesch. des Elsaßes Bd. IV., S. 296—307).

Zwei Jahre später gründete Richelieu die „Gazette de France", zwar nicht die älteste periodische Publikation, denn schon zwei Decennien vorher (1611) war in Paris der »Mercure françois«, ein historisches Jahrbuch erschienen, aber doch die älteste regelmäßige Zeitung Frankreichs. Noch kein Staatsmann vor ihm hatte den Einfluß der Literatur und namentlich den der Tagespresse so klar erkannt, so richtig gewürdigt, wie dieser Cardinal-Minister, und je größer deren Macht von Tag zu Tag wurde, je gebieterischer empfand er das Bedürfniß,

sie für seine Gesichtspunkte und Strebungen zu gewinnen, gegen seine zahlreichen Feinde im In= wie Auslande einzunehmen, zu bestechen. Mit Freuden ging Richelieu darum auf die Idee des Arztes Theophrast Renaudot ein, mittelst eines Journals die öffentliche Meinung aufzuklären und zu lenken, d. h. vielmehr eigentlich zu machen. Der 25. Mai 1631, an welchem Tage die erste Nummer der Gazette de France ausgegeben wurde, ist der Geburtstag der französischen Journalistik; anfangs erschien sie alle Wochen einmal in einem halben Bogen klein Quart und hatte Ludwig XIII. selbst zum Mitarbeiter; die Concepte vieler von diesem verfaßten Artikel sind noch vorhanden. Das Blatt erlangte bald außerordentliche Bedeutung; es wurde von Richelieu namentlich dazu benützt, seine Annexionspolitik den Franzosen im Lichte einer echt nationalen erscheinen zu lassen, sie mit den ungeheuren Opfern zu versöhnen, die solche von ihnen forderte (Caillet, de l'administration en France sous le ministère du Card. Richelieu, p. 502 sq. Paris 1857. Roubard, Théophrast Renaudot, créateur du journalisme en France. Das. 1856.)

Gleichzeitig ließ der schlaue Cardinal auch durch Broschüren die so leicht erregbaren, mittelst des Kitzels ihrer „Gloire"=Sucht so leicht irre zu leitenden Kinder Galliens für seine Pläne bearbeiten. Die bedeutendste derselben ist die im nächsten Jahre erschienene des königlichen Raths Jakob von Cassan (La recherche des droits du Roi et de la couronne de France. Paris 1632), die zu beweisen suchte, daß nicht allein Spanien und Italien, sondern auch ganz Deutschland eigentlich zu Frankreich gehörten: die französischen Monarchen seien (von wem?) zur Weltherrschaft berufen; zur Vollendung (also schon damals Krönung!) des Gebäudes sei vor Allem die Annexion des ganzen deutschen Reiches erforderlich. Leider war dieses durch den zu der Zeit gerade auf seinen Höhepunkt gediehenen dreißigjährigen Bruderkrieg seiner verblendeten Söhne nur zu sehr außer Stande, der praktischen Verwerthung dieser absurden, dieser lächerlichen Theorieen mit dem nöthigen Nachdrucke sich zu widersetzen. Richelieu begann damit bereits im folgenden Jahre wie in Lothringen so auch im Elsaß, und zwar als Beschirmer der kleinen Reichsstädte dieser Provinz sowohl gegen die allerdings gar schlimm hausenden Kaiserlichen als gegen die Schweden. Der Regierungsrath der von jenen besonders arg heimgesuchten württembergischen Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) wußte keine andere Rettung, als unter Frankreichs schützende Fittige

sich zu flüchten; die durch eine Gesandtschaft erbetene Besatzung ward von Ludwig XIII. zwar als große Gnade, aber doch auch sehr schnell bewilligt (Sept. 1633; Duvernoy »Ephémérides du comté de Montbéliard, 337, 448, 364. Besançon 1832). Drei Monate später that der Graf von Hanau-Lichtenberg dasselbe, um der immer unerträglicher werdenden Erpressungen des kaiserlichen Befehlshabers zu Zabern sich zu erwehren. Und schon nach wenigen Wochen sah Letzterer selbst, Graf Hermann Adolf von Solm, auch Domdechant und Administrator des Hochstifts Straßburg, zu Gleichem sich veranlaßt. Von dem Rheingrafen Otto Ludwig im Felde geschlagen und in seiner Burg Hochbarr belagert, ließ er sich von einem geschickten französischen Unterhändler um so leichter bewegen, Alles, worüber er zu gebieten hatte, in den Schutz Ludwigs XIII. zu flüchten (Januar 1634), da ihm Ergebung an den genannten schwedischen General auf Gnade und Ungnade drohte, und er die fraglichen Festen und Territorien lieber den Franzosen als den Evangelischen und Schweden gönnte. Und ganz ebenso waren ihrerseits auch diese gesinnt. Als sie im folgenden Herbste das Feld in diesen Gegenden nicht mehr behaupten konnten, wenn sie ihre Garnisonen nicht aus Schlettstadt und Kolmar zogen, entschlossen sie sich lieber dazu, beide Orte (Okt. 1634) den Franzosen zu überliefern, als sie in die Hände der Kaiserlichen fallen zu lassen. So gewann der allerchristlichste König außer diesen zwei Reichsstädten auch noch Hagenau, Thann, das Bisthum Straßburg, die Festungen Zabern und Hochbarr, also einen sehr bedeutenden Theil des Elsaßes.

Dem Marschall La Force, dem Oberbefehlshaber in diesen Gegenden, war von Richelieu die Aufrechthaltung der strengsten Mannszucht eingeschärft worden, in der Absicht nämlich, dadurch noch mehreren Reichsstädten und Landesherren des Elsaßes Lust einzuflößen, sich von Ludwig XIII. beschützen zu lassen, womit schon ein recht hübscher Anfang zur baldigen Umwandlung derselben in bleibende Unterthanen des Letzteren gemacht wurde.

III.

Artikel 11 des zu Münster abgeschlossenen westphälischen Friedens.

Die Bisthümer Metz, Tull und Verdun, sowie der ganze Elsaß, waren in dem zu Münster 1648 abgeschlossenen westphälischen Frieden in den Besitz Frankreichs gekommen. In dem Artikel 11 dieses Friedensabschlusses heißt es:

„Die Oberherrschaft, Landeshoheit und andere Rechte, die bisher das römische Reich auf die Bisthümer Metz, Tull, Verdun und deren Städte und Gebiete gehabt hat, sollen künftig auf eben die Weise der Krone Frankreich zustehen und ihr auf ewig einverleibt sein."

„Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oesterreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober= und Niederelsaß, Sundgau, die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte, Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaisersberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Georgiusthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu derselben gehören, und übergeben sie dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich, so daß die genannte Stadt Breisach sammt den Dörfern Hochstedt, Niederimsing, Harten und Acharren und dem ganzen Gebiete, soweit es sich vor alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreich gehören soll."

„Ferner sollen die besetzten beiden Elsaß und Sundgau, wie auch die zehn Städte mit allen dazu gehörigen Unterthanen, Städten, Dörfern, Schlössern, Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Waiden und sammt allen Rechten und ohne allen Vorbehalt mit der Oberherrschaft von nun an bis zu ewigen Tagen dem allerchristlichsten König und der Krone Frankreich zustehen, ohne daß der Kaiser, das Reich und das Haus Oesterreich oder ein Anderer widersprechen könne, daß auch Keiner ein Recht oder eine Gewalt in den genannten, dies= und jenseits des Rheins gelegenen Ländern je soll gebrauchen dürfen."

Das deutsche Reich lag bei jenem unheilvollen Friedensschlusse in solcher Ohnmacht, daß es noch als einen Vortheil erachten mußte, daß Frankreich in dem 12. Artikel jenes Friedens folgendes Zugeständniß gelten ließ:

„Der allerchristlichste König soll gehalten sein, nicht allein die

Bischöfe zu Straßburg und Basel mit der Stadt Straßburg, sondern auch die übrigen, durch die beiden Elsaß dem Reich unmittelbar unterworfenen Stände, die Abtei Murbach und Ludern, die Abtissin zu Andlau, das Benediktinerkloster im St. Georgiusthal, die Pfalzgrafen von Lützelstein, die Grafen und Barone von Hanau, Fleckenstein, Oberstein und des ganzen Elsaßes Ritterschaft, ingleichen die genannten zehn Reichsstädte, die zum Amte Hagenau gehören, in der bisherigen Freiheit, die Unmittelbarkeit gegen das römische Reich zu erhalten, so daß er keine königliche Hoheit an denselben fordern kann, sondern mit den Rechten zufrieden sein soll, welche dem Haus Oesterreich zustanden und hiermit der Krone Frankreich übergeben werden. Jedoch soll durch diese Erklärung nichts von der oben zugestandenen Oberherrschaft entzogen sein."

Die Bestimmungen dieses Artikels waren deutlich und nicht falsch zu verstehen, allein Frankreich hat sich nie um abgeschlossene Verträge gekümmert, wenn das Brechen derselben in seinem Interesse lag. Sie wurden verschiedenfach von Frankreich verletzt und schienen jede bindende Kraft verloren zu haben, als Ludwig XIV. Frankreichs Thron bestieg, dessen Ehrgeiz und Ländergier keine Befriedigung fand, der noch weniger als einer seiner Vorgänger vor einem Unrechte und einer Gewaltthat zurückschreckte. Schon 1661 ließ er eine Schrift: „Ueber die gerechten Ansprüche des Königs auf das Reich" herausgeben, in der bewiesen werden sollte, daß der größere Theil von Deutschland das alte Erbtheil der französischen Könige sei. Es war dadurch gleichsam der Grund für seine künftigen Gewaltthaten Deutschland gegenüber gelegt.

Ludwigs Hochmuth kannte weder Maß noch Ziel. Er ließ eine ihn selbst darstellende Bildsäule anfertigen, die auf den Nacken von vier gefesselten Sklaven trat und diese vier Sklaven stellten den deutschen Kaiser, den König von Spanien, den Kurfürsten von Brandenburg und die Republik Holland dar. Ebenso frech war eine auf sein Geheiß angefertigte Uhr, bei deren Stundenschlage ein Hahn laut krähte, während ein gleichfalls angebrachter Adler heftig zitterte. Der Adler war das Wappen des Kaisers und der Hahn bedeutete Frankreich, denn Gallus heißt der Hahn und Gallien war der alte Name von Frankreich.

IV.

Wie Straßburg und Elsaß an Frankreich kamen.

Dieses Hauptbollwerk des deutschen Reiches am Oberrhein befand sich seit dem westphälischen Frieden Frankreich gegenüber in der kitzlichen, in der peinlichen Lage eines Gründlings, der einen Hecht zum nächsten Nachbar hat, ohne sich derselben durch die Flucht entziehen zu können. Die schwere Kunst, den gefräßigen Raubfisch möglichst lange bei guter Laune zu erhalten, wurde von dem Magistrate Straßburgs geraume Zeit mit seltener Meisterschaft geübt, jede mögliche Aufmerksamkeit dem allerchristlichsten Könige, seinen Statthaltern und Kommandanten im Elsaß erwiesen, jeder selbst nur scheinbare Anlaß zu Beschwerden mit ängstlicher Sorgfalt aus dem Wege geräumt. Das alles hinderte jedoch nicht, daß Ludwig XIV. bereits in den ersten Jahren seiner Selbstregierung und zu einer Zeit (Februar 1665), in welcher er mit aller Welt im tiefsten Frieden lebte, an die Väter der Stadt das auffallende Ansinnen richtete, ihm eine sehr beträchtliche Anzahl ihrer Kanonen zu überlassen, weil sie deren bei den freundlichen Gesinnungen und Beziehungen, die schon jetzt seit lange zwischen dem französischen Hofe und der Republik walteten, ja doch nicht bedürfe. Diese, natürlich abgelehnte, Zumuthung verrieth deutlich genug die Absicht, Straßburgs Widerstandsfähigkeit zu mindern, mithin auch, daß der Franzosenkönig schon damals mit schlimmen Anschlägen gegen dasselbe sich trug. Noch deutlicher enthüllten sich diese eine Jahrwoche später; um den Marsch deutscher Truppen nach dem Elsaß zu erschweren, brannten die französischen nächtlicher Weile (14. Nov. 1672) mehrere Joche der Straßburger Rheinbrücke ab. Auf des Magistrats diesfällige Klage erklärte Ludwig XIV. zwar, das sei ohne sein Vorwissen geschehen; er zwang jenen aber, die (Febr. 1673) wiederhergestellten Joche abermals (4. Mai 1673) zu entfernen. Die immer feindseliger werdende Haltung Frankreichs gegen die Republik veranlaßte deren Regenten, kurz nach dem Nymweger Friedensschlusse, den Syndikus Joachim Frantz nach Wien zu schicken (1679), um dem Kaiser und seinen Ministern vorzustellen, daß, wenn man nicht nachdrückliche Vorkehrungen dagegen treffe, der kleine Freistaat unstreitig bald Ludwig's XIV. Beute werden würde. Dennoch geschah von

Jenen nicht das Geringste, um der Schmach vorzubeugen, und auch eine zweite, im nächsten Jahre (1680) erfolgte Sendung des genannten wackeren Patrioten nach Wien und Regensburg hatte kein anderes Resultat, als daß vom Reichstage der schwer bedrohten Stadt eine kleine und darum durchaus unwirksame Geldhülfe gewährt wurde.

Ganz merkwürdig ist's, daß die breisacher Reunionskammer anfangs zwar einige, der Republik Straßburg gehörige Aemter im Elsaß dem allerchristlichsten Könige zugesprochen hatte, nicht aber diese selbst. Es folgt hieraus, daß sich zur Losreißung derselben vom deutschen Reiche nicht einmal ein Scheingrund auffinden ließ, was einfach daher rührte, daß Straßburg, obwohl die thatsächliche Metropole des Elsaßes, doch nicht zu den wiederholt erwähnten zehn Reichsstädten dieser Provinz (die waren: Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Ober-Ehenheim, Roßheim, Münster, Kaisersberg und Türkheim), sondern zum oberrheinischen Kreise gezählt wurde, welchem sie als selbstständiges Reichsglied angehörte, das zur Landgrafschaft des Elsaßes nie in einem Abhängigkeitsverhältniß gestanden. Demungeachtet erging von Ludwig XIV. auf die Klage des Magistrats wegen der verfügten Reunion der fraglichen Aemter mit Frankreich der Bescheid, auch Straßburg selbst müsse ihm den Eid der Treue schwören. Zwar, wie hinzugesetzt wurde, nur für seine in Rede stehenden Besitzungen im Elsaß und unbeschadet seiner Freiheit und Reichsunmittelbarkeit. Füge es sich nicht, so würde es durch Waffengewalt dazu gezwungen werden. Und jetzt erst (Oktober 1680) fällte die genannte Reunionskammer, ohne Zweifel auf ausdrücklichen Befehl des allerchristlichsten Königs, da ihr Präsident noch kurz vorher Straßburg als unabhängigen Freistaat anerkannt hatte, den Ausspruch: daß auch diese Stadt mit der französischen Monarchie wieder zu vereinigen sei.

Daß es gelang, das hat aber trotz Allem und Allem nur der schnöde Verrath des Bischofs von Straßburg und die Majorität des Magistrats dieser Stadt verschuldet. Auf ihrem Bischofsstuhle saß damals (seit 1660) Franz Egon von Fürstenberg, aus der heiligenberg-wartenbergischen Nebenlinie dieses alten Hauses, der Aelteste (geb. 10. April 1626).

Johann Christoph Güntzer gehörte einer Familie an, die sich schon seit geraumer Zeit in Straßburg nur eines sehr getrübten Leumundes rühmen konnte. Sein Vater war nämlich wegen schmählichen Verraths der Geheimnisse der obersten Zunftbehörde, zu deren Mit-

gliedern er zählte, von dieser ausgestoßen worden, und dessen Bruder wegen Falschmünzerei aus Straßburg entwichen; er wurde aber eingeholt und machte bei dem Transport über die Rheinbrücke, durch einen Sprung in den Strom seinem Leben ein Ende. Durch die Gunst Philipps von Bernhold, obersten Stadtrichters zu Straßburg, war der junge, ganz vermögenslose Günzer in den Stand gesetzt worden seine Studien zu vollenden, wie ihm von demselben später denn auch die städtische Geschäftsträgerstelle zu Paris zugleich mit einer Anstellung im dortigen Ministerium des Auswärtigen verschafft wurde. Louvois erkannte schnell in dem eben so befähigten wie gewissenlosen Menschen das tüchtigste Werkzeug zur Ausführung der schlimmen Anschläge, mit welchen er und sein Gebieter gegen die Metropole des Elsaßes sich längst trugen. Günzer nistete sich in das Vertrauen des Ministers bald in solchem Grade ein, daß er schon damals in der französischen Hauptstadt le mignon connu de la France genannt wurde. Nach Straßburg zurückgekehrt und zum Rathsschreiber ernannt, war er seitdem mit so unermüdlichem Eifer bemüht, die Pläne seines hohen Gönners ihrer Verwirklichung entgegen zu führen, daß der gelungene Anschlag mit Recht hauptsächlich ihm beigemessen wird (Coste p. 150 Vanhuffel, Docum. inédits concern. l'Hist. de France et particulièrement l'Alsace, p. 143. Paris 1840). Mit Hilfe der 300,000 Thaler, welche, nach der Versicherung des Zeitgenossen Pufendorf, eines Geschichtsschreibers von zweifelloser Glaubwürdigkeit, Ludwig XIV. an die Bestechung der einflußreichsten Mitglieder des Magistrats wandte, gelang es auch, die Majorität dieser aus dreißig Köpfen bestehenden (Hermann, Notices histor. sur Strassb. II. 9. Das. 1819) Körperschaft für Frankreich zu gewinnen. Unter den Bestochenen spielte namentlich der oberste Stadtrichter v. Zedlitz, die Senatoren Stößer und Obrecht die häßlichste Rolle. Zedlitz bot sich dem französischen Agenten d. h. Unterhändler und Spion Frischmann förmlich selbst an, suchte dessen Protektion, sprach offen den Wunsch aus, sich ihm mehr zu nähern, nahm von ihm die gnädige Versicherung entgegen, er werde seine gute Gesinnung und seinen Eifer, Frankreich zu dienen, allerhöchsten Orts gebührend herausstreichen, was er auch that; und dasselbe geschah von Stößer und Obrecht.

Im Frühjahr 1681 sandte Bischof Franz Egon, im Einverständnisse mit den ebenfalls für Frankreich gewonnenen katholischen Mitgliedern des Domkapitels, seinen Vizedom und Vorstand der unter-

elsäßischen Ritterschaft, Baron Johann von Wangen, aus einer der ältesten und angesehensten Adelsfamilien dieser Provinz (Mémoires de la Baronne d'Oberkirch I. 64. Paris 1853) nach Paris, um den saubern Handel zum Abschlusse zu bringen. Ihn begleiteten einige Abgeordnete des Magistrats, deren Namen uns nicht überliefert worden. Ein kurzes, aber inhaltschweres Schreiben Wangen's an Güntzer aus St. Germain vom 3. März 1681 (bei Koch, Beiträge zur neuern Gesch. S. 159 in Bd. I. der Denkschriften der Wiener Akademie) beweist einmal, daß die Forderungen dieser Abgesandten (nos demandes) so bedeutend waren, daß nur Ludwig XIV. selbst sie bewilligen konnte; dann, als sie von diesem erst nach längerer Berathung mit seinen Ministern genehmigt und Jenen hierauf bezügliche offizielle Schreiben mitgegeben wurden. Wir erfahren freilich nichts vom Inhalte derselben, er ist aber aus dem Vorhergehenden, den Ereignissen der Folgezeit und der Thatsache, daß Bischof Franz Egon in seinen letzten Lebensjahren kraft königlichen Brevets vom französischen Hofe einen Jahrgehalt von 60,000 Livres bezogen (Coste 78), unschwer zu errathen. Auch hat schon Hermann (Notices I, 81) treffend bemerkt, es sei ganz undenkbar, daß selbst ein Miuister wie Louvois in der gleich zu erwähnenden Kapitulation der Stadt vom Standpunkte Ludwig's XIV. aus so bedeutsame Zugeständnisse, ohne sich im Mindesten zu bedenken und ohne vorherige Anfrage bei diesem, gewährt haben würde, wenn sie nicht schon vorher vom Könige genehmigt gewesen wären.

Die größte Schwierigkeit für die Verräther bestand jetzt darin, die Republik zu entwaffnen, ihrer Bürgerschaft die Vertheidigung der Stadt unmöglich zu machen. Denn wenn eine solche nur versucht worden wäre, würde Straßburg sich lange haben halten können und schwerlich Ludwig's XIV. Beute geworden sein. Wie erbärmlich die Menschen, die damals das Steuerruder des heiligen römischen Reiches deutscher Nation führten, auch immer waren, etwas so unsagbar Schimpfliches, wie die Ueberlassung dieses Hauptschlüssels zu Deutschland an dessen alten gefährlichsten Feind, ohne seine Rettung nur zu versuchen, war ihnen doch nicht zuzutrauen. Und wirklich erschien im Sommer (Juni 1681), von Leopold I. gesendet, Baron von Mercy an den oberrheinisch-schwäbischen Höfen und in Straßburg um jene zu vermögen, zum Schutze der Perle des Elsaßes zusammenzutreten, und deren Magistrat, zur Aufnahme einer kaiserlichen Besatzung, wie

denn auch wirklich im Spätsommer 6000 Oesterreicher im Anzuge gen Straßburg waren. Aber die verrätherische Mehrheit seines Senats wollte von deren Aufnahme nicht nur nichts wissen, sondern setzte auch den Beschluß der von Ludwig XIV. begehrten Entlassung der zwölfhundert Schweizer Söldner durch, welche noch immer als Garnison beibehalten worden, wie sie denn auch schon früher (Februar 1681) die von diesem Monarchen ebenfalls geforderte Zerstörung des gegen Kehl hin angebrachten Brückenkopfs erwirkt hatte. Diese Abdankung der Schweizer, angeblich um die Lasten der Bürgerschaft zu erleichtern und dem Franzosenkönige jeden Vorwand zu feindseligen Schritten gegen den Freistaat zu benehmen, erfolgte in dem Momente (Sept. 1681), in welchem von allen Seiten französische Truppen um Straßburg sich zusammenzogen und große Kriegsvorräthe in seiner Nachbarschaft aufgehäuft wurden. Louvois hatte schon einige Wochen früher durch seine Agenten und Spione an den süddeutschen Höfen erfahren, daß an denselben, wie unter den Bevölkerungen des Oberrheins und ganz Schwabens, wachsende Aufregung gegen Frankreich herrsche, und durch Rebenac, seinen Gesandten in Berlin (Gallois, Lettres inédites des Feuquières V, 247. Paris 1846), daß die Vorbereitungen zu einer förmlichen Allianz jener bereits so weit gediehen seien, daß ihr Abschluß innerhalb 14 Tagen erfolgen könne, und daß auch Brandenburgs großer Kurfürst, wenn er schon Gleichgültigkeit zur Schau trage, im Grunde doch die Besorgnisse und die Gesinnungen jener theile. Der Minister wußte ferner, daß schon die erwähnte Schweizergarnison im Vereine mit der vom grimmigsten Franzosenhasse erfüllten Bürgerschaft im Stande sein würde, die Stadt bis zum Eintreffen der erwähnten 6000 Oesterreicher zu vertheidigen, daß nach Ankunft dieser wenig Aussicht vorhanden sei, sich ihrer noch zu bemächtigen, daß mithin die kurze Spanne Zeit zwischen dem Abzuge der Schweizer und der Ankunft der Kaiserlichen zur Ausführung des so lange und sorgfältig vorbereiteten Streiches benützt werden müsse.

Herr von Chamilli, ein junger, ehrgeiziger Diplomat, war zu Louvois beschieden worden, um von ihm einen höchst wichtigen Auftrag zu erhalten. „Reisen Sie," sprach der Minister zu dem Herbeigeeilten, „noch diesen Abend nach Basel, woselbst Sie in drei Tagen eintreffen werden. Am vierten, um zwei Uhr Nachmittags, begeben Sie sich auf die dortige Rheinbrücke, mit einem Heft Papier, Feder und Tinte versehen, und schreiben Alles genau auf, was innerhalb

der folgenden zwei Stunden unter Ihren Augen vorgehen wird. Mit vorausbestellten Kurierpferden reisen Sie Punkt 4 Uhr wieder ab, Tag und Nacht ohne Aufenthalt durch, und bringen mir Ihr Heft. Zu welcher Stunde Sie auch immer eintreffen mögen, eilen Sie sogleich zu mir." Und also geschah es. In demselben Augenblick, in welchem die Glocken in Basel drei Uhr schlugen, bleibt ein Mann in gelber Weste und gelben Hosen in der Mitte der Brücke stehen, lehnt sich dann auf die Brüstung nordwärts, sieht in den Strom hinab, tritt einen Schritt zurück und führt mit einem großen Stocke drei vernehmliche Stöße auf das Pflaster des Fußweges. Um 4 Uhr that Chamilli, wie ihm befohlen, und traf zwei Tage später kurz vor Mitternacht in Paris ein. Er eilte zu Louvois, dessen Thüren sich ihm sogleich öffneten; mit den Worten: „Ihr Heft!" kam dieser ihm rasch entgegen. Als er in der Lektüre des sonst nur ganz werthlose Bagatellen enthaltendes Heftes an die Stelle kam, die von dem Manne in gelber Weste und gelben Hosen berichtete, sprang er mit dem freudigen Ausrufe: „Straßburg ist unser!" von seinem Sessel auf. Er lief zum Könige, ließ ihn wecken und verließ nach einer Viertelstunde dessen Schlafgemach, um vier Kuriere abzusenden, die schon seit mehreren Stunden sich reisefertig hielten. Acht Tage später war Straßburg von 35,000 Franzosen umzingelt (Coste p. 14—19, 85—97, 113. Kentzinger, Documents relat. à l'Hist. de France tirés des Archives de Strassb. I. 20. II. 294. Das. 1818. Ochs, Gesch. der Stadt u. Landsch. Basel VII, 150). Der Mann in gelber Weste und gelben Hosen gab offenbar das zwischen Louvois, Günzer und den übrigen Verräthern verabredete Zeichen, daß die Schweizer von Straßburg abgezogen seien und jetzt der günstige Moment zur Ausführung des so sorgfältig vorbereiteten Schlages gekommen wäre. Günzer und Konsorten mochten ihre guten, leicht zu errathenden Gründe haben, sich weder eines mit der eigentlichen Bedeutung und der Adresse seiner Mission bekannten Sendlings, noch schriftlicher Mittheilung zu bedienen, und waren auch so vorsichtig, ihren eigenthümlichen Telegraphen nicht auf der Straßburger Brücke, wo er möglicherweise hätte Verdacht erregen können, sondern auf der ziemlich entfernten Baseler spielen zu lassen. Uebrigens war der Mann in gelber Weste und gelben Hosen nicht der einzige derartige Vermittler, der damals zwischen Straßburg und Paris verwendet wurde; schon am 25. August 1681 hatte Louvois dem Intendanten des Elsaßes, de la Grange be-

fohlen, am 10. des nächsten Monats zwei Männer in genau vorgeschriebener Kleidung, so namentlich mit blauen und gelben Bändern an den Hüten, nach der Abtei Leure in der Freigrafschaft Burgund zu finden, um in der ihr zunächst gelegenen Schenke zwei ganz gleich gekleidete Diener des Ministers zu erwarten, und Letzteren ein an einem näher bezeichneten Orte abzuholendes verschlossenes Packet zu überliefern.

In der Nacht zwischen dem 27. bis 28. Sept. besetzte der französische Oberst v. Asfeld mit einigen Tausend Dragoner die Rheinschanze und alle Zugänge der Stadt, in welcher im Ganzen noch 500 Mann Soldtruppen gezählt wurden, wovon aber die Hälfte durch Krankheiten dienstuntauglich geworden; auch war nur ein einziger Offizier vorhanden, um sie zu befehligen. Auf diesfällige Beschwerde bei Asfeld erfolgte die höfliche Antwort: Der kommandirende General v. Monclas habe erfahren, daß kaiserliches Kriegsvolk sich der Stadt nähere und die Besetzung des Rheinpasses beabsichtige, welche im Interesse des Königs, wie Straßburgs selbst verhindert werden müsse. Des andern Tages (29. Sept.) traf Louvois im französischen Hauptquartier zu Illkirch ein und forderte die Stadt sofort auf, sich dem allerchristlichsten König zu unterwerfen, jede Unterhandlung darüber ablehnend; würde sie sich der königlichen Gnade würdig machen, so sei er ermächtigt, die Erhaltung ihrer Privilegien ihr zuzusichern, im Falle des Widerstandes aber stark genug, sie der Verwüstung preiszugeben, und werde er die Bürger dann als Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn behandeln. Als diese trotzdem auf die Wälle eilten, um sich zur Wehre zu setzen, fanden sie zwar die Kanonen noch vor, aber keine Munition! Die zwischen Louvois und dem Magistrate jetzt eröffneten Verhandlungen waren eine reine Komödie zur Rettung des Scheines; mit einer Art von Bedauern über die demokratische Verfassung, die das nothwendig mache, bat dieser den Minister um einige Stunden verlängerte Bedenkzeit, damit es ihm möglich werde, die Bürgerschaft aus dem schwülen Dunstkreise ihres patriotischen Eifers in den Schatten kühlerer Denkungsart zurückzuleiten, zur Gesinnung ihres hochedlen Raths zu bekehren. Die Schöffen der Zünfte wurden zusammenberufen; es gelang, sie zu überzeugen, daß Widerstand in's Verderben führen müsse, nur eine Zunft, die sonst nicht durch Heroismus sich auszuzeichnen pflegte, die Schneiderzunft, wollte von keiner Uebergabe wissen, die Stadt bis

zum letzten Blutstropfen vertheidigen. Nachdem man so weit gekommen, ward der Beschluß jener den Bürgern, die auf den Wällen und unter den Waffen standen, kundgethan; tausendmal lieber hätten sie sich dieser bedient; sie verwünschten den Magistrat, unterwarfen sich aber der traurigen Nothwendigkeit. Die sofort (30. Sept.) abgeschlossene Capitulation verpflichtete die Stadt, Ludwig XIV. als ihren souveränen König und Schutzherrn anzuerkennen, sicherte ihr dagegen den unverkürzten Fortgenuß ihrer bisherigen bürgerlichen und kirchlichen Verfassung; nur den Münster mußten sie dem Bischofe und das Zeughaus ihrem neuen Monarchen überliefern. Noch an demselben Nachmittage hielt Louvois mit 15,000 Mann seinen Einzug in Straßburg und einen noch weit prächtigeren einige Wochen später (28. Okt.) Ludwig XIV. in Begleitung seiner Familie. Am folgenden Morgen empfing ihn Bischof Franz Egon an der Thüre des Münsters unter anderen mit folgenden Worten: „Da ich mich jetzt durch Euere Königliche Majestät in den Besitz dieses Domes wieder eingesetzt sehe, aus welchem meine Vorgänger durch die Gewaltthätigkeit der Ketzer vertrieben wurden, darf ich wohl mit dem lieben alten Simeon sagen, daß ich nun das Ende meiner Tage mit Freuden erwarte. Von Euerer Majestät Vorfahren hat König Chlodwig den ersten Grundstein zu diesem herrlichen Bau gelegt, König Dagobert das Bisthum errichtet, Euere Majestät aber machen sich durch das, was Sie jetzt gethan, zu einem viel ruhmwürdigeren Stifter.“

Günzer ließ sich den vom allerchristlichsten König ihm zugesicherten Judaslohn von 50,000 Gulden, lieber als an Münze, mit der Herrschaft Plobsheim auszahlen, um welche er mit Hülfe falscher Urkunden die Wittwe seines Wohlthäters Bernhold brachte; auch wurde er (9. Nov. 1681) zum Syndicus und Kanzleidirektor in Straßburg ernannt.

Der Eindruck, welchen Straßburgs Verlust in Deutschland machte, war unermeßlich. Selbst Churfürst Anselm Franz von Mainz äußerte damals: Oesterreich ist nicht mehr fähig, das Reich zu behaupten; man muß sich einen andern Kaiser suchen. (Droysen, Geschichte der preußischen Politik III. 3, 725.) — Ein Epigramm des schlesischen Dichters Hoffmanns-Waldau drückte die damalige bezügliche Meinung des deutschen Volkes sehr treffend aus. Es lautet:

Ihr Deutsche, saget doch zu eueren Nachbarn nicht,
Daß Frankreichs Ludwig den Frieden mit euch bricht,

Indem er Straßburg nimmt. Er spricht: Es ist verlogen,
Ich hab' euch nicht bekriegt, ich hab' euch nur betrogen.

Wirklich faßte auch der Kaiser und ein großer Theil der Reichsfürsten sehr energische Beschlüsse; das zwischen jenen und den meisten Ständen des oberrheinischen, schwäbischen und fränkischen Kreises zu Laxenburg (10. Mai 1672) abgeschlossene Bündniß bezweckte die Aufstellung dreier 60,000 Mann starker Armeen am Ober- und Niederrhein, ihm traten später auch die Churfürsten von Bayern und Sachsen und noch einige andere der angesehensten Reichsglieder bei. Aber Ludwig XIV. hetzte den Deutschen die Türken auf den Hals; die Unmöglichkeit, diesen und den Franzosen zugleich die Spitze zu bieten, nöthigte zum Abschlusse (15. Aug. 1684) des regensburgischen sogenannten zwanzigjährigen Waffenstillstandes, kraft dessen Straßburg und der größte Theil seiner übrigen Reunionen dem allerchristlichsten Könige verblieben. In dem dreizehn Jahre später (30. Okt. 1697) zwischen diesem und dem deutschen Reiche zu Ryswik abgeschlossenen Friedensvertrage mußte er zwar auf all' seine Reunionen außerhalb des Elsaßes verzichten, dagegen sind diese Provinz und Straßburg mit voller Souveränität ihm definitiv abgetreten worden und seitdem bis zum jüngstverflossenen Jahre im Besitze der Franzosen geblieben.*)

V.

Der große Brand des Kaiserdomes zu Speier im Jahre 1689.

Kurfürst Karl II. von der Pfalz, der letzte aus dem Hause Simmern, war (am 26. Mai 1685) in Heidelberg gestorben ohne einen Thronerben zu hinterlassen. Nach des Landes und Reiches Gesetzen trat die Neuburger Linie in das Erbe ein, um das sich, soweit es Allod war, in Ludwig XIV. ein mächtiger und habgieriger Bewerber fand, denn der Raub, den seine Reunionskammer zu Breisach vor fünf Jahren vom deutschen Reiche davongetragen, sollte nun durch Erbschaftsrecht geheiligt werden. Sein Bruder Philipp, Her-

*) Nach Fr. Sugenheim.

zog von Orleans, hatte nämlich des verstorbenen Kurfüsten Schwester, die berühmte Elisabeth Charlotte, zur Frau.

Dazu kam noch des Königs „tiefer Verdruß ob der verunglückten Wahl seines Schützlings Egon von Fürstenberg auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln, und er beschloß, durch Waffengewalt diesem die Mitra, sowie seiner Schwägerin die verweigerten pfälzischen Lande *) zu verschaffen und dem deutschen Adler Achtung gegen die französische Lilie einzuflößen." Rasch überflutheten feindliche Heere die Pfalz. Kaiserslautern erlag zuerst nach viertägiger blutiger Gegenwehr, dann folgten Dürkheim, Alzey, Kreuznach und Oppenheim, und während der Marquis Bouflers die alte Reichsstadt Worms bezwang, marschirte d'Huxelles auf Neustadt und Speier los. In der Rathsstube der schönen Bischofsstadt forderte ein französischer Offizier, „daß sich dieselbe unter französischen Schutz stelle und gutwillig des Königs Völker einnehme; dann werde man sie behandeln, wie andere Franzosen und alle ihre alten Gnaden, Freiheiten, Rechte und Gewohnheiten handhaben; wenn nicht, so müsse man zur Gewalt greifen und scharf dreinfahren, schärfer noch als in Neustadt geschehen."

Und die zitternde Stadt ergab sich. Am 28. Sept. 1688 zogen die Franzosen durch die offenen Thore ein, nachdem d'Huxelles die Speierer ehevor im Namen Ludwigs XIV. seines Schutzes versichert. Das gleiche hat Marschall de Duros dem bischöflichen Statthalter Freiherrn Heinrich Hartand v. Rollingen in seinem Hauptquartier zu Mechtersheim versprochen, aber bald begannen die Plackereien, und eine Brutalität folgte auf die andere. Das Reichskammergericht wurde gesperrt, das Archiv der Stadt versiegelt und als General Monclas mit „allen seinen Leuten und Plunder" in des Bischofs Pfalz sein Quartier nahm, ging das freyle Spiel erst recht los. Man leerte den bischöflichen Weinkeller und plünderte die fürstliche Rentkammer.

Jeder Bürger trug schwere Einqartierung, die er tüchtig abfüttern und dann noch reichlich bezahlen mußte. Aber es kam noch schlimmer.

Ludwig XIV. hatte befohlen, daß die Ringmauern der Stadt niedergeworfen würden, „um seinen Feinden keinen Stützpunkt diesseits des Rheins zu hinterlassen." Und noch tiefer sollten die Speierer gekränkt werden. Die Mauern und Thürme, ihrer Stadt „uralter

*) Die gewiß nicht zum Allod (Erbgut) gehörten.

Schutz und Stolz" sollten durch ihre eigene Hand zu Boden fallen. Volle sieben Wochen dauerte diese demüthigende Arbeit unter den Flüchen und Hieben der drei Frohnvögte, welche Monclas über die Bürger gesetzt hatte.

Das städtische Archiv war mittlerweile in 138 Mehlfässern nach Straßburg gebracht worden, und der „grimmige" Cahouet, Ludwigs XIV. Kriegskommissär für Speier, ließ zu gleicher Zeit alles Geschütz der Stadt nach Landau schaffen.

Auch der Hunger suchte die bedrängten Speierer bereits hart heim, denn bei schwerer Strafe war ihnen geboten worden, alles Getreide in die französischen Festungen abzuliefern.

„So war unter unzähligen Leiden und Drangsalen der Winter vorübergegangen, der Frühling des Jahres 1689 war in's Land gekommen, und mit den wiederkehrenden milderen Tagen hoffte man des Feindes Entfernung und mit ihr Erleichterung vom harten Drucke. Doch nicht also hatten die Franzosen es beschlossen. Sie wollten abziehen, doch vorher sollte die Stadt Speier mit ihrem ehrwürdigen Kaiserdom in den Flammen vergehen." Erst befahl Monclas den Bürgern, die Stadt völlig zu räumen und mit all' ihrer Habe sich in Burgund oder Lothringen niederzulassen, wo sie zehnjährige Steuerfreiheit genießen sollten; denn, erklärte der General, sein König könne eine so große Stadt nicht ewig hüten. Erst wenn sie von Lebensmitteln und Einwohnern entblößt sei, könne sie dem Feinde nichts mehr nützen. Als die armen Speierer vernahmen, daß sie die Stadt binnen 6 Tagen verlassen müßten, da erhob sich ein lautes Jammern und Geheul, als sei eines jeden letzte Stunde gekommen, und trostlos unter Schluchzen gingen sie heim in ihre Wohnungen, die sie bald verlassen sollten."

Auch des Freiherrn v. Rollingen Fürsprache bei Monclas war umsonst. Was er mühsam erreichte, war eine kurze Fristverlängerung zur Fortschaffung der fahrenden Habe. „Was binnen sechs Tagen nicht aus der Stadt geschafft werden könne, möge man nur hinauf in den Dom flüchten, wo es unangetastet bleibe, bis die Gelegenheit es weiter zu schaffen gestatte.

Da wurde es dem Freiherrn klar, daß die Franzosen die Stadt niederbrennen wollten, und es begann eine Scene in Speier, die zu beschreiben die deutsche Feder sich sträubt.

Das war die Zeit, wo der kostbare Domschatz nach Philippsburg

geflüchtet wurde und für immer verloren ging, wo Sombreuil und sein Gehülfe Bernard in den menschenleeren Häusern umherstrichen, und raubten, was ihnen gefiel. Die Briefe der Stadtkanzlei wurden zerrissen, die Bücher der Rathskanzlei herumgeschleudert, die Orgeln aus den Kirchen genommen und die Zunfthäuser ihrer Ehrenzeichen beraubt.

Da — es war am 28. Mai — erklärte Monclas*) dem Statthalter: sein König habe befohlen, die ganze Stadt mit allen Häusern, Kirchen und Klöstern niederzubrennen; nur der Dom solle geschont werden. „Darum mögen die Geistlichkeit und die Bürger alle fahrende Habe, so sie nicht fortschaffen könnten, in das Münster flüchten, damit es ihnen dort bis nach dem Brande unbeschädigt verbleibe. Habe der Dom nicht Raumes genug, so möge man die Kirche des Weidenstifts noch dazu nehmen, weil diese frei auf der Höhe vom Feuer nicht erreicht werde."

Aber indem die Franzosen auch die Niederbrennung des Domkreuzganges und der darin befindlichen Gebäude befohlen, sah man klar, was es mit der angeblichen Verschonung des Doms für eine Bewandtniß habe.

Was noch an Kostbarkeiten in den Kirchen sich vorfand, ließ Freiherr v. Rollingen jetzt nach dem Dom verbringen, den er durch eine letzte Anstrengung noch zu retten hoffte. Auch die Bürger schleppten auf Monclas Mahnung eine Menge Hausgeräthe in das Langhaus, die Seitenhallen und die Chöre des Münsters.

Am dritten Pfingsttage — es war der 31. Mai — rasselten in der frühen Morgendämmerung die Trommeln durch die halböden Gassen und riefen die Soldaten aus den Häusern, um sich zum Auszug aus der Stadt nach dem unweit davor errichteten Lager zu sammeln. Monclas allein weilte noch mit seinen Musketieren in der Bischofspfalz und erwartete die Mordbrenner. Sie kamen ihrer vierundzwanzig.

Der General sprach hastige Worte zu denselben, wies ihnen ihre Viertel an, und sprengte dann mit verhängtem Zügel durch das Thor in's Lager hinaus. Die Mordbrenner aber schlichen durch die menschenleere Stadt und legten die lodernden Brände in die einzelnen Häuser. Auf dem Weidenberge schlug zuerst das Feuer empor, nicht

*) Nach anderen Mélac.

lange darauf im Hasenpfühl. Tiefe Stille lag über der Stadt, kein Lüftchen regte sich, und schon war die Nacht herabgesunken, dunkler noch durch die allenthalben aufsteigenden Rauchwolken, welche die Stadt wie mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckten. In den Häusern „gluthete es die ganze Nacht durch fort, still zerstörend, und nur einzelne Feuersäulen schlugen empor, leuchteten durch den Qualm hoch auf, und verkündeten dem französischen Lager vor der Stadt den Fortgang des Höllenwerkes."

Mit der über den Odenwald heraufstrahlenden Sonne des nächstfolgenden Tages kroch das Feuer allgemach vom Weidenberge durch die sogenannte Erdbeust in die Johannisgasse und über den Fischmarkt. Vom Hasenpfühl arbeitete sich die Lohe durch die Tränkgasse und das Tränkthor hinüber in die Pistorgasse und herauf in die Gasse der Stuhlbrüder. Auf der andern Seite hatte sich das Feuer vom Weidenberg aus durch die Hundsgasse über den Kornmarkt verbreitet, und ging jetzt über die Weinbrücke am Altpörtel *) vorbei auf den Roßmarkt und in die Jakobsgasse vor.

Nachzügler und anderes Gesindel schwärmten mittlerweile in der brennenden Stadt umher, brachen in den Kreuzgang, zerschlugen die alten Todtensteine und rissen das Blei aus den Mauern. Andere waren in den Dom gedrungen, wählten dort in den geflüchteten Sachen, nahmen, was ihnen gefiel, und zerschlugen, was nicht zu tragen war . . . .

Die zweite Schreckensnacht senkte sich herab, und Speier brannte noch. Da rollte der Donner über dem Hardtgebirge und ein schweres Gewitter zog in dunkeln Wolken gegen die Stadt heran. Heulend flog der Sturmwind vor ihm her, „fiel in die brennenden Häuser, blies die Gluth zur lichten Lohe, peitschte die lodernden Flammen zu riesigen Säulen empor, und goß einen Feuerregen über die ganze Stadt." Blitzschnell lief jetzt das Feuer von der Jakobsgasse in das St. Germansstift hinüber, fiel in's Haus zur goldenen Waage, in's Franziskanerkloster, von da in die Pfaffengasse und durch die Judengasse in's Zeughaus, dann durch die Herdgasse hinab zum weißen Thor. Zu gleicher Zeit kam es hochlodernd vom Weidenberge in's Augustinerkloster, von der Greifengasse weiter zu den Predigern, und

*) Altpörtel, Volksausdruck, kommt von Alta porta.

machte seinen verheerenden Rundlauf allmählig durch die ganze Stadt, soweit sie nicht schon von den Flammen erfaßt war.

„Schwer hing das Gewitter über der Stadt, der Donner krachte, die Blitze flogen, der Wind heulte in den Donner und der Regen goß in Strömen herab; aber die zischende Glut trank ihn wie er fiel, und die Flammen aller Häuser aus siebenundvierzig Gassen in einem Umkreise von dreiviertel Stunden schlugen himmelhoch in einem allgemeinen Feuermeer zusammen.

Des heiligen römischen Reiches uralte freie Stadt Speier verging unter den Brandfackeln des vierzehnten Ludwigs, den seine Hofleute den Großen nannten, den aber die Tafeln der Geschichte den Menschlichen nicht nennen können. Jetzt war's Mitternacht. Der gluthende Feuerregen dauerte fort und wuchs mit der weiterschreitenden Flamme. Das Gewitter war vorüber, aber noch wüthete der Sturm; da flog ein glühender Feuerbrand, welchen der Wind durch die Lüfte davontrug, in die westliche Kuppel des Doms, zündete und die Flamme schlug auf; aber hurtig war der Statthalter zur Stelle mit seinen Leuten und löschte den Brand. Wieder brach das Feuer in der Glockenkuppel aus, und wurde wieder getilgt. So dreimal. Während dem hatten Mordbrenner neue Brandwürste im Kreuzgang gelegt, die Gluth schlug aus, ergriff die Kapitelstube, das Archiv und das Kelterhaus, und wüthete drinnen umher.

„Im selben Augenblick leuchtete eine kleine Flamme an dem Knopfe der Hauptkuppel und auch dahin trieb der Eifer für das alte Gotteshaus den Statthalter mit seinen Leuten. Sie versuchten den Brand zu stillen, doch vergebens. Der Wind heulte von Minute zu Minute heftiger und peitschte die Flamme durch die dürren Rippen des Helms; die ganze Kuppel loderte auf, das Blei des Haubendaches schmolz in der gesteigerten Gluth und floß kochend auf die Löschenden herab. Sie wichen der entfesselten Stärke des Elements, und ungebändigt schlug die Flamme empor."

„Ueberdem hatten die fliegenden Funken auch im nördlichen Thurme neben der Glockenkuppel gezündet, und wie durch einen Zauberschlag stand das ganze Collegium und die Kirche der Jesuiten in vollem Brande. Jetzt war auch des Münsters Untergang entschieden. Das Feuer stürzte vom nördlichen Thurm herab und lief von der Jesuitenkirche herüber in das kleine Paradies, rings am Fuße der Glockenkuppel hinum, sprang hinüber in's Dach des Langhauses, breitete

sich in das weite Gebälk, ergriff die Querstämme über den Kreuzgewölben, kletterte an den ungeheuren Sparren empor, schlug zu den Lucken heraus, fraß die Bohlen durch, welche das Bleidach trugen und tobte mit solcher Wuth, daß die Bleiplatten schmolzen und glühend herabflossen.

„Der Statthalter v. Rollingen eilte umher, aber bald sah er die Unmöglichkeit der Rettung — das Münster war verloren.

„Also drang er mit einem Stuhlbruder in den Dom und fand das ganze Langhaus und die Seitenhallen mit schwerem, dickem Qualm erfüllt. Unaufgehalten jedoch ging er durch das Schiff hinauf, um wenigstens von all' dem Kostbaren, das dem Untergang verfallen war, die uralte wunderthätige Madonna zu retten; aber das geschmolzene Blei des Daches, das durch das Gewölbe des Königschores und der andern Chöre wie ein siedender Regen herabsprudelte, hieß ihn stillstehen, und die Gefahr, in dem stinkend qualmenden Dampf zu ersticken, trieb ihn wieder hinaus. Neben dem Münster war indeß das Feuermeer weiter geschritten, in die Niklauser Kapelle auf dem Friedhofe war es gekommen, und nun ging es von da rings des Domes in die alte Bischofspfalz, sprang hinüber in die Dechanei und floß mit jenem der Capitelstube und der Wohnung des Weihbischofs zu einem Flammengürtel rings um die Cathedrale zusammen. Der Statthalter sah vor sich den himmelanlodernden Tempel, links und rechts die aufflackernden Seitengebäude, hinter sich die versinkende Stadt. Er ließ alle Hoffnung fahren, seines Bleibens war nicht länger. Schnell sprang er mit den Seinigen auf's Roß und sprengte zwischen den fallenden Giebeln und den stürzenden Balken die lange Straße hinunter durchs Altpörtel in die Vorstadt.

„Droben auf dem Münster wüthete das Feuer fort. Vom Paradiese war es durch's Langhaus in die Dächer der Chöre gekommen, und gluthete dort so heftig, daß von der ungeheuren Hitze die weiten Gewölbe verdarben. Sie sprangen, senkten sich, stürzten herab, ihnen nach die brennenden Balken und Sparren in's Innere des Tempels, in die so mühselig geretteten Fahrnisse der Bürger. Bald fraß auch hier die Flamme um sich. Aus dem Stephanschor, wo vieles Schreinwerk und Briefe des Münsters aufgehäuft lagen, lief sie, die Altäre mehrerer Heiligen zerstörend, rechts in's Stiftschor und brannte die reichen Chorstühle und den Baldachin des Bischofs nieder, ging weiter in's Marienchor und legte dort die Altäre in Asche, brannte die Kanzel

herab, stieg zur Chororgel empor, und loderte hinüber bis zur gnadenreichen Madonna; hierauf links über den Kreuzaltar, zu dessen Füßen die deutschen Kaiser schlummerten, herunter durch das Königschor, zerstörte die Stühle der Stuhlbrüder über den Kaisergräbern und kam über den St. Anna-Altar hinweg in's Langhaus, in die Kirchenstühle und in alle fahrende Habe, welche die schmählich belogenen Bürger hieher geflüchtet, und in die Kirchenzierden, welche die Geistlichen anderer Stifter und Klöster dort geborgen glaubten. Auch in die große Orgel war das Feuer von der Glockenkuppel herabgefallen, und das Meisterwerk wurde zum zweitenmal durchaus zerstört.

„Der ganze Dom war nur ein Feuerball. Drinnen sauste der Wind durch die gesprungenen Fenster und jagte die Flamme umher durch die Pfeiler, Gewölbe und Seitenhallen, und draußen senkten sich langsam die Dächer der Chöre und des Langhauses, gleichfalls die beiden Kuppeln und brachen in sich selber zusammen. Die Glockenstühle waren allmählig durchgebrannt, sie wichen aus dem Gefüge, hielten nicht länger, krachten und stürzten sammt den Glocken mit donnerndem Getöse herab. Die zum Theil geschmolzenen Glocken aber flossen unten mit dem Blei, so von den Dächern herabgoß, zusammen und strömten — ein Feuerbach die Stuhlbrudergasse hinab zum Rhein-Thor.

„Die Franzosen sahen vom Germanshügel herab die auffliegenden Häuser, sahen die fallenden Stadtgebäude, hörten das Einbrechen der Kloster- und Stiftsthürme, hörten den Sturz der mit lautem Krachen niederfahrenden Kuppeln am Münster und — freuten sich des gelungenen Mordbrandes! Die Sonne des 2. Juni stieg herauf und beleuchtete nur dampfende Trümmer, wo noch vor zwei Tagen die blühende Stadt gestanden, und drei Stifte, fünf Klöster, acht Pfarrkirchen, dreizehn Kapellen, vierzehn Zunftstuben, neunundzwanzig städtische Gebäude und siebenhundertachtundachtzig Bürgerwohnungen lagen im Schutt und rauchten noch aus den geschwärzten Mauern. Der Dom war darnieder, und nur die vier Thürme und der ausgebrannte Riesenrumpf des Langhauses zeigten noch das Ehrendenkmal der alten Kaiser.

„Noch am nämlichen Morgen kehrten manche Franzosen in die Stadt zurück und schwärmten raubsüchtig durch die Trümmer, und die Mineurs folgten, um das noch Stehende niederzuwerfen, damit kein Stein auf dem andern bleibe. Das Gesindel kam zum Dome. Ein

Gräuel der Verwüstung war in dem ehemals so glänzenden Tempel. Das Gewölbe des Langhauses war herabgebrochen, und die Wolken des Himmels schauten durch die zerstörten Fenster und die geborstenen Lücken der Chöre. Die Altäre, Stühle und alle dahin geflüchteten Kirchenzierden und Fahrnisse waren zu Asche vergangen. Durch die noch rauchenden Balkentrümmer und die hohe Asche kamen sie in's Königschor und standen zwischen den Marmorsarkophagen auf den Gräbern der Kaiser. Da erinnerten sie sich der alten Sage, daß die deutschen Herrscher mit großen Schätzen hier versenkt worden, und alsbald erwachte die Habsucht in ihren Gemüthern. Die Scheu vor den Todten hielt die Vandalen nicht ab, und die allen Völkern heilige Ruhe der Verstorbenen wehrte nicht dem Durste nach Gold. Sie zerschlugen die Sarkophage, so aus köstlichem Marmor bestanden, rissen das eiserne Gitter nieder, das diese seither gegen Verletzung schützte, brachen die Gräber auf und wühlten hinab. Emsig suchten sie umher, rissen die Leiche des Kaisers Albrecht heraus und streuten, vielleicht aus Muthwillen, vielleicht ob getäuschter Erwartung erbost, seine Gebeine in den Schutt. Gleiches Schicksal traf die Kaiserin Beatrix, des Domes Wohlthäterin. Desgleichen erbrachen sie auch noch andere Gräber, warfen die noch unverwesten Körper im Dom umher und raubten die Särge, den Schmuck und was sie sonst an Metall fanden. Bei den Kaisergräbern aber standen sie bald wieder von weiterem Nachwühlen ab, weil die Mühe zu groß oder die Ausbeute weniger belohnend sein mochte. Drauf kamen sie in's Stephanschor, fanden aber nur Schutt und Asche. So im Stiftschore.

„Was die Flamme nicht verzehren konnte — die steinernen Unterlagen der Altäre — versank unter ihrer wilden Faust und alle Zierrathen, so dem Feuer getrotzt, schlugen sie herab und trugen fort, was Metall war. Aus dem Königschor gingen die Franzosen, nachdem sie zuvor in der Sakristei den Kasten, worin der Leib des heiligen Guido lag, erbrochen und dessen silberne Krone sammt dem Haupte geraubt hatten, hinab zur Krypta. Dort schwärmten sie zwischen den zwanzig Pilastern umher, zerschlugen die Altäre und verließen hierauf den schauerlichen Ort. Zum Kreuzgang führte sie dann die Sucht nach Schätzen, aber da war ihnen das Feuer zuvorgekommen. Mit steigender Wuth kamen sie an den Oelberg, sahen das alte Meisterwerk auf des Kinderfriedhofs Mitte noch gut erhalten, kletterten an den reichverzierten Säulen empor, schlugen die Verzierun-

gen, die zierlich gewölbten Bogen und die Säulenknäufe herab, gingen den Pfad hinauf, der zu des Berges Spitze führt, zerschmetterten die Figuren der Kriegsknechte, schlugen Christus und Judas die Köpfe und Hände ab, zertrümmerten die schlafenden Jünger und ließen nicht nach, bis das herrliche Werk grauenvoll darniederlag, auf daß es Kunde gebe bis auf den heutigen Tag, wie ein christliches Volk gefrevelt an einem christlichen Kunstgebilde.

„Nach dem Raubgesindel kamen die Mineurs, denn nicht blos niedergebrannt und ausgeraubt, dem Erdboden gleich sollte die Stadt gemacht werden, und wenn möglich jede Spur derselben verschwinden. Mit Pickeln und Brecheisen bewaffnet kamen sie, um niederzuwerfen, was dem Feuer getrotzt hatte. Zweiundvierzig Stadtbrunnen füllten sie aus, zerschmetterten dran das steinerne Joch und die Schalen, brachen alle Kellergewölbe und stürzten an Häusern, Stadtgebäuden, Klöstern, Kirchen und Kapellen die halbzertrümmerten Mauern bis auf das Fundament zu Boden. Darauf kamen sie an's Münster. Die Mauern standen noch, obgleich zerrissen und durchbrannt; aber sie sollten fallen bis auf den letzten Stein. Die Gewölbe des Langhauses und der Seitenhallen wurden eingeschlagen wo sie noch hingen, und dann die Mauern vom Königschor bis zur Vorhalle niedergestürzt der Erde gleich, zum wüsten Schutthaufen. Drunten aber, in der alten Krypta, bohrten sie eine Mine gegen die Grabstätte der deutschen Kaiser, um so die drei Chöre und die beiden östlichen Thürme sammt der Kuppel mit einem Schlage fliegen zu lassen; da kam jedoch noch zu rechter Zeit von Philippsburg ein Eilbote des Marschalls Duros, der auf des Statthalters dringende Bitte die weitere Zerstörung untersagte. So war denn also des Franzosen Zerstörungswuth gesättigt, die alte Stadt Speier vergangen und der Kaiserdom gefallen.

„Oede und menschenleer lagen die verschütteten Straßen, keine lebende Seele fand man zwischen den Steinen. Nur hier und da irrte ein wiederkehrender Speierer umher, um auf den Trümmern des Hauses zu weinen, in dem er geboren war, und fand oft nicht einmal die Stätte mehr, wo dieses gestanden. Lange war die Gluth in der Tiefe fortgeglommen, und nach dreizehn Tagen hatte man noch Rauch aufsteigen gesehen.

„Alle Weinberge rings auf dem Feld und in den Gärten waren zerstört, und viele tausend Fruchtbäume niedergehauen. Sogar die

Mauer- und Pflastersteine der Stadt hatten die Franzosen nach Philippsburg geschleppt. Die Bewohner irrten unstät in bitterer Armuth umher, und manche, die vorher in Ueberfluß und Ehren gelebt, mußten jetzt ihr Brod vor den Thüren suchen, und wünschten sich den Tod. Das Gotteshaus, das in langer Herrlichkeit geblüht, streckte jetzt nur noch die vier starren Thürme empor, die einzigen düstern Zeugen des alten Glanzes."

So schildert wortgetreu den Untergang der alten Reichsstadt und des Kaiserdomes ein hochberühmter Kirchenfürst, der Cardinal und Erzbischof von Köln, Johann von Geissel, weiland Domherr, dann Bischof zu Speier.

VI.

Geschichtliche Notizen.

1. Die Ursachen des Krieges von 1688.

Nichts ist merkwürdiger, als wie in den Memoiren von St. Simon die Ursache des Krieges von 1688 erzählt wird. Man muß jene Stelle lesen, um zu erfahren, in welcher Weise frevelhafter Uebermuth mit den Geschicken der Völker zu spielen sich erdreistet. Nach der Herder'schen Uebersetzung heißt es dort also:

„Der Krieg von 1688 entsprang sonderbar. Nach Colbert's Tode hatte Louvois die Aufsicht über die Gebäude. Klein-Trianon, das für die Montespan gebaut war, machte dem Könige Langeweile; er wollte überall Paläste. Das Bauen amüsirte ihn sehr; er hatte auch ein sehr richtiges Auge für Proportion, Symmetrie u. dgl. bei einem nicht eben so richtigen Geschmack."

„Kaum war der neue Bau von Trianon über der Erde, als der König einen Fehler an einer Fensteröffnung im untersten Stockwerk gewahr wurde; sie war schief. Louvois, der von Natur brutal und dazu noch verwöhnt war, sich von Niemanden widersprechen zu lassen, stritt lang und heftig, daß das Fenster gerad sei; der König kehrte ihm dann den Rücken und spazierte weiter."

„Tags darauf begegnete er dem Le Notre (der durch die Gartenkunst berühmt ist, die er in Frankreich einführte), einem guten Archi-

tekten. Er fragte ihn, ob er zu Trianon gewesen sei? Nein, sagte dieser. Der König gab ihm den Auftrag, dahin zu gehen und das Fenster zu besehen. Ein Tag, zwei Tage; dieselbe Frage, dieselbe Antwort. Der König sah wohl, daß Le Notre sich nicht zwischen ihn und den Minister stecken wollte, da Einer von beiden Unrecht haben müsse. Unwillig sagte er: Morgen soll er in Trianon sein, Er und Louvois würden auch da sein."

„Sie kamen. Louvois disputirte; Le Notre schwieg. Der König befahl ihm zu messen. Louvois in Furie murrte laut: das Fenster sei gerade und gleich den andern. Der König fragte Le Notre, was er gefunden habe? Dieser stammelte, wollte nicht mit der Sprache heraus; der König befahl im Zorn, er solle rein herausreden, was er gefunden. Der König habe Recht, sagte Le Notre, und zeigte den Fehler."

„Nun wandte der König sich gegen Louvois und verwies ihm seinen Starrsinn. Ohne seine Bemerkung würde man schief gebaut haben; das Gebäude würde man haben niederreißen müssen. Er wusch ihm den Kopf recht. Louvois, außer sich, daß Hofleute, Werkleute und Bedienten Zeugen des Auftritts gewesen, kommt in Furie nach Hause, wo er seine Getreuen findet. Sie sind erschrocken, ihn so zu sehen."

„Es ist vorbei, spricht er, ich bin verloren. So hat er mir über ein Fenster begegnet. Ich kann mir nicht anders helfen, als durch einen Krieg, der ihn vom Bauen abbringt und mich nothwendig macht, Er soll ihn haben.

„Louvois hielt Wort. Einige Monate nachher entbrannte wider Willen des Königs und der andern Mächte ein allgemeiner Krieg, der Frankreich im Innern ruinirte, außerhalb, ungeachtet des Glücks seiner Waffen, nicht erweiterte, vielmehr ihm ehrenrührige Auftritte zuzog. Das machte ein schiefes Fenster."

2. Charlotte Madame La Palatine.

Noch in späten Jahren pflegte Charlotte Madame La Palatine zu erzählen, wie sie Monat nach Monat nächtlich in Thränen auffuhr, wie Heidelberg, Mannheim, Schwezingen ihr brennend im Traum erschienen. Der Traum war nur zu gräßliche Wahrheit, denn ihr Schwager, der große König, hatte Befehl gegeben de bruler le

Palatinat, und seine Henkersknechte Mélac, Monclas, Créqui führten den Befehl mit entmenschter Grausamkeit aus. Vom Januar bis März 1688 zerstörte man Heidelberg; das Schloß sank in Trümmer, die Heiliggeistkirche ward angezündet, König Ruprechts Gebeine wurden auf die Straße geworfen; dann kamen Mannheim, Speier, Worms, Oppenheim an die Reihe; der Herzog v. Créqui wies eine Liste von 1200 Ortschaften vor, die er verbrennen müsse. Car tel est notre plaisir. Monclas ließ die Speierer Kaisergrüfte schänden, wie sein bewaffnetes Gesindel selbst Wöchnerinnen schändete. Wer denkt hiebei nicht an die Rache, die ein Jahrhundert später die sterblichen Reste dieses Königs traf, dessen letzte Jahre in Trübsal, Noth und Verlusten dahinschwanden. Auch seine Gebeine wurden aus ihrer Gruft in St. Denis gerissen, nicht durch Feinde, sondern durch das Volk, das er und sein nächster Nachfolger äußerlich zur Cultur, innerlich zur Brutalität erzogen hatten, und das furchtbare Strafgericht traf die, welche nicht für eigene Sünden büßten, wohl aber für die Schandthaten ihrer Väter.

3. Gekrönte Preisschrift: Die Geschichte Louvois.

Es dürfte von einigem Interesse in jetziger Zeit sein, darauf hinzuweisen, daß vor wenigen Jahren die französische Akademie der Wissenschaften eine von einem Herrn Rousset unter Benützung bisher nicht veröffentlichter Aktenstücke des französischen Kriegsarchivs geschriebene Geschichte Louvois, des berüchtigten Kriegsministers Ludwigs XIV., mit einem Staatspreise gekrönt hat. Aus dieser Schrift geht so klar und deutlich hervor, daß eine auf Mord, Brand und Plünderung beruhende Kriegführung in Frankreich herkömmlich und daher wohl von dem Charakter des Volkes unzertrennlich ist. Wir wollen nicht bestreiten, daß noch zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die französische Nation durch wirklich ritterliche Tugenden, namentlich unter Franz I. sich auszeichnete und glänzte, von da ab thaten aber sittliche Verkommenheit, Anmaßung, Verrath und Grausamkeit redlich das ihrige, und die Nation sank von Tag zu Tag mehr.

Es ist hier anzuführen, daß es damals wenigstens einzelne Schriftsteller gab, welche ihre Entrüstung über den im September 1688 begonnenen Raubzug in die Pfalz Ausdruck verliehen. So schrieb nämlich ein Zeitgenosse dieser furchtbaren Promenade nach dem

Rhein folgendes: Mitten im tiefsten Frieden beginnt man den Krieg, man nimmt Philippsburg, man bemächtigt sich der Städte Heidelberg und Mannheim, der ganzen Pfalz, Worms, Speier, Mainz und des ganzen Rheinlandes. Man verhandelt mit diesen Städten, empfängt sie auf dem Wege der Capitulation und dann rasirt man sie oder legt sie in Asche und Einöde, ohne weder auf die Gesetze Gottes, noch des Krieges, noch auf Versprechungen und feierliche Eide Rücksicht zu nehmen. Die Franzosen galten sonst für eine ehrliche, menschliche, civilisirte Nation, von einem der Barbarei entgegengesetzten Geiste erfüllt, aber heute ist ein Franzose und ein Canibale bei unsern Nachbarn ungefähr dasselbe Ding. (Soupir de la France IV. pag. 183.)

4. Kaiser Leopolds Manifest als Beantwortung der Kriegserklärung Ludwigs XIV. am 18. Okt. 1688.

Seit Guhrauers Forschungen gilt unser großer Leibnitz, welcher damals in der Eigenschaft eines Historiographen des Hauses Hannover sich in Wien aufhielt, und mit den maßgebenden Personen in Berührung stand, als der Verfasser der energischen Antwort des damaligen Deutschlands auf Frankreichs Verwegenheit. Aber selbst abgesehen von dem Namen des Verfassers, d. h. auch für den unwahrscheinlichern Fall, daß Jemand die Bedenken theilen sollte, welche Onno Klopp gegen Leibnitzens Urheberschaft erhob, dürfte es nicht unpassend sein, im jetzigen Augenblick dem deutschen Publikum jene Staatsdenkschrift in Erinnerung zu bringen. Lassen wir dabei manches hinweg, was die besondern Verhältnisse der europäischen Politik jener Zeit betrifft, z. B. das Hereinspielen des Türkenkrieges oder die Angelegenheit des Cardinals Fürstenberg u. dgl., so dürfte eine möglichst genaue Uebersetzung einiger Stellen des lateinisch geschriebenen Originals etwa folgendermaßen lauten:

„Bekannt ist es dem ganzen christlichen Erdkreise, daß, als der Nymweger Frieden bald nach seinem Abschluß durch die Krone Frankreichs vielfach verletzt wurde, und ausgedehnte Provinzen gegen den ausdrücklichen Wortlaut jenes Friedens unter den unerhörten Vorwänden der sogenannten Reunionen und Dependenzen vom Kaiserreich losgerissen wurden, wobei man zum Hohn in Metz und Breisach gewisse Gerichtshöfe eingesetzt, in welchen französische Minister zugleich

Kläger und Zeugen und Richter spielten — daß also endlich am 15. August d. J. 1684 zwischen Kaiser und Reich einerseits und dem Könige Frankreichs andrerseits ein Uebereinkommen über einen heilig zu haltenden zwanzigjährigen Waffenstillstand getroffen wurde .... Bekannt ist desgleichen, mit welcher Gewissenhaftigkeit, mit welchem Vertrauen in das Wort des Königs und mit welch' günstiger Auslegung aller Verdächtigungen und Unbilden, welche Kaiser und Fürsten und Stände des Reichs von der Krone Frankreichs zu dulden hatten, die kaiserliche Majestät die Befolgung jenes Waffenstillstands einhielt, und in Vertragstreue unbeweglich in allem verharrte, so zwar, daß Unterthanen und Auswärtige sich höchlichst verwunderten, wie die kaiserliche Majestät nichts befürchtete, während ihr Eigenthum überall der französischen Treue bloßgelegt war ... Nichts gab es wenigstens bis zu diesem Tage, worin der König den Kaiser mit Recht beschuldigen könnte, als habe letzterer den Waffenstillstandsvertrag auch nur auf's Leiseste angetastet, geschweige denn verletzt oder gebrochen; ja sogar jene kleinlichen Verdächtigungen, welche Frankreich zuweilen sich in den Kopf zu setzen liebte, daß nämlich der Kaiser in Gedanken und geheimen Wünschen vom Recht sich hinwegbeuge, vernichtete die kaiserliche Majestät sofort in wunderbarer Mäßigung, indem er entweder von Erlaubtem sich enthielt oder edelmüthig gegebene Gelegenheiten bei offenbarer Gefahr vorübergehen ließ, damit es ja nicht irgend schiene, als habe der Kaiser das allzu leichtfertige Feuer der abergläubischen Politik Frankreichs geschürt oder auch nur mit Nadeln gestochen.

Und siehe, wie dennoch jene Flamme, welche der französische Hof mit oder ohne Willen eine Zeitlang vertuscht hatte, unerwartet von neuem hervorbricht, Frankreich besetzt die Erzdiözese Köln, macht eine Invasion in die Pfalz, belagert Philippsburg und bedrängt ohne Rücksicht auf das Gesetz des vereinbarten Waffenstillstands, oder auf das Gesetz der uralten Gewohnheit, nach welcher Könige zum Krieg schreiten, auf das unbilligste den Kaiser und das Reich mit unaufhörlicher Hinterlist und läßt endlich der kaiserlichen Majestät und dem Reich eine von Wortschwall stinkende Kundgebung eines nicht etwa angesagten, sondern begonnenen Kriegs übermitteln, in welcher es jene seine Frechheit und Ungerechtigkeit der Waffen nicht etwa entschuldigt, wohl aber preist, wie wenn es den Krieg gegen wohlbedachte Herausforderer begänne ... Als die kaiserliche Majestät dieses für seine

Urheber infame Schriftstück las, und in demselben nicht den Schatten eines Vernunftgrundes, sondern nur die unverschämteste Zusammenstoppelung ruchlos erdichteter Schmähungen erblickte, gewann dieselbe leicht die Ueberzeugung, daß es mit der Gesinnung des christlichsten Königs nicht übereinstimme, und noch viel weniger von ihm gelesen oder gebilligt sei, sondern von irgend einem unfähigen französischen Minister zusammengeflickt wurde; denn der König hätte nicht geduldet, daß in einer unter Herrschern völlig ungewohnten Weise die kaiserliche Majestät in so unwürdigen und niederträchtigen Beschuldigungen zertreten oder die eigenthümlichen Maximen in solch' schamlosen Styl niedergeschrieben und so arges Gift böswilligster Auslegung verspritzt werde.... Wofern daher bei Frankreichs König irgend ein Vernunftgrund der Gerechtigkeit besteht, vertraut mit Recht die kaiserliche Majestät darauf, derselbe werde freiwillig die Schmähungen und Giftpfeile jenes schändlichsten Schriftstücks zur Strafe ziehen, seine ungerechten Waffen in die Scheide stecken, das qualmende Unheil wieder gut machen und Alles auf den früheren Zustand zurückführen.... Wo nicht, so wird Niemand eine andere Ursache dieses von Frankreich wieder angefachten Krieges herausklügeln, als daß Frankreich jenes besondere Wohlwollen, welches die göttliche Vorsehung dem deutschen Reich gespendet, bis zum heutigen Tag weniger angenehm empfunden hat oder den Zuwachs und die Bedeutung desselben fürchtet.... Was es auch sei, die schändlichste Makel verletzter Treue wird der ruhmwürdige König der Franzosen nicht vermeiden können, und sonach gibt die kaiserliche Majestät vor Gott und dem ganzen christlichen Erdkreis Zeugniß, daß es dem König Frankreichs frei stehe, seine Hände zum Feuer oder zum Wasser auszustrecken, und entweder das Glück seiner gegenwärtigen Macht zu mißbrauchen oder vom Zorn des allmächtigen Gottes die muthwillig herausgeforderten Unglücksschläge zu fürchten.... Es prahlt und brüstet sich der Verfasser jenes Schriftstückes, die grechte Waffenthat des erhabenen Königs sei von Gott gebilligt worden, so oft sie in's Werk gesetzt sei. Welchen Glauben dies verdiene, wird er selbst zeigen können. Die kaiserliche Majestät hat sich vorgenommen, vermöge ihres zweifelhaften Bewußtseins wenigstens das zu leisten, daß sie, falls es Gott gefalle, die französischen Waffen auch jetzt mit günstigem Erfolg zu überhäufen die verborgenen Plane Gottes anbete und lobe, da Gott ja auch durch Attila seine Geliebten zur Besserung züchtigte; aber es erquickt

die kaiserliche Majestät in den menschlichen Dingen weit Besseres zu hoffen.

5. Die glorreichen Spuren der Franzosen.

Prinz Eugen und Friedrich der Große, die beiden zugleich im Krieg und in der Politik hervorragendsten Männer, welche im vorigen Jahrhundert an der Spitze deutscher Heere die Franzosen besiegt haben, sagten die Prätension der Rheingrenze voraus, und doch verharrte das deutsche Reich, dem stets übermüthiger werdenden, in täglich erstarkender Concentrirung uns entgegentretenden Nachbar gegenüber, an seinen westlichen Grenzen in jener Ohnmacht und Zerrissenheit, welche auch dann, als geistliche Churfürsten sich ihren Verrath am Vaterlande nicht mehr mit französischem Golde bezahlen ließen, es dem Feinde möglich machten, mit eisernem Fuße dem blutendeu Lande „glorreiche Spuren" aufzudrücken.

Wer heute die Ruinen anschaut, die alle Hügel am großen Strome krönen, und ärmliche Orte erblickt, die eine bessere Vergangenheit gekannt haben, und nach denen fragt, die Ruin und Verarmung verschuldeten, erhält regelmäßig dieselbe Antwort: die Franzosen. Sie haben zerstört, Wohlstand und Leben zertreten; das ist ihre Civilisation, Kaiser Leopold sagte: im Vergleich mit ihnen seien die Türken menschlich. Sie haben ihren Ruf in ihrer großen Revolution bewährt, deren Prinzipien durch alle Welt verbreitet zu haben, die Proklamation des dritten Napoleon von ihnen rühmt. Sie haben den Kölner Dom zum Pferdestall gemacht, aus Karls des Großen Münster in Aachen die Säulen ausgebrochen, den halb eingeäscherten Mainzer Dom beraubt und mit völligem Einreißen bedroht, die Florinskirche zu Coblenz in ein Schlachthaus umgewandelt, überall zerstört und entweiht. Als endlich das deutsche Volk aufstund, entschlossen den fremden Frevel nicht länger zu dulden, als der gerechte Kampf es nach Paris geführt und die Bedränger niedergeworfen hatte, da verhinderte die rechte Entgeltung, neben fremder Einmischung, die schwächlich-sentimentale Theilnahme für die Nachkommen derer, die unser Vaterland schlimmer als die Leute von 1792 mißhandelt hatten — nur an Ludwigs XVI. grauses Geschick dachte man, nicht an Ludwig XIV., der den Himmel herausgefordert hatte. Es mag großmüthig gewesen sein; ob es politisch war, mag der heutige Tag lehren. Wir haben uns selber in's

Fleisch geschnitten, einen Thron zu stützen, der kein Fundament mehr hatte, weil die alte Loyalität weggeschwemmt war. Unser Lohn ist ein neuer Napoleon gewesen.

Im Zeughause zu Landau bewahrt man die rothangestrichene blecherne Jakobinermütze, mit welcher im Jahre 1793 die Sansculotten das dortige Thürmchen decorirten. Vielleicht zählt die jüngste Proclamation auch dieses Geschichtsmonument zu den „glorreichen Spuren".

Was nach der Niederwerfung des wildesten Terorrismus, unter der Herrschaft des Directoriums, als das linke Rheinufer factisch schon für Deutschland verloren war, im Jahr 1796 in Schwaben und Franken vorging, reihte sich würdig den Scheußlichkeiten an, die am Nieder-, Mittel- und Oberrhein begangen worden waren. Wie die Sambre- und Maas-Armee unter dem militärisch unbedeutenden Jourdan sich vorher bereits mehr im Licht einer Räuberhorde als diszipliniter Truppen gezeigt hatte, so erneuerte sie im fränkischen Kreise dieses zucht- und erbarmungslose Treiben, welches, als die Siege des Erzherzogs Karl die Republikaner zur Flucht zwangen, die Bauern in den Maingegenden zum Vernichtungskampfe gegen ihre Peiniger aufstachelte, die wie wilde Thiere — was sie in der That waren — gehetzt und niedergemacht wurden. Und diesem Jourdan, dem Urheber von Mißhandlung, Plünderung, Kirchenraub, Sacrileg, und viehischer Grausamkeit — ihm, welchen Wellington bei Vittoria wahre Kriegführung lehrte, entblödet die französische Geschichtschreibung sich heute, das Zeugniß eines homme de bien und homme vertueux, auszustellen; der passionnément attaché à sa propre considération gewesen sei. Im Plündern aber stand die Rheinarmee, welche im schwäbischen Kreis hauste, ihrer Schwester wenig nach, und die systematische Aussaugung war in Württemberg und den angrenzenden macht- und kraftlosen Gebieten nicht minder arg. Nur im Vergleich mit manchen andern unter seinen Collegen bewahrte Moreau, der sie befehligte, einen minder gehässigen Namen. Campoformio setzte der entsetzlichen Noth der südwestlichen Reichslande keine Grenze. Man weiß, wie es 1798 um Ehrenbreitenstein zuging, wie im Jahre 1800 Schwaben und Bayern heimgesucht wurden, wie das Blutsaugen zur Gewohnheit geworden war, wie die Generale den Offizieren, die Offiziere den Gemeinen Unterricht im Rauben und Stehlen gaben. Es war wie in der Capuzinerpredigt in Wallensteins Lager:

„Wieder ein Gebot ist, du sollst nicht stehlen.
Ja, das befolgt ihr nach dem Wort,
Denn ihr tragt alles offen fort.“

Das Empire hat es hierin der Republik noch zuvorgethan. Massena und Soult haben ihren Namen auf immer befleckt. Großfürst Constantin hatte Unrecht, den gefangenen Vandamme nach der Schlacht von Culm zu mißhandeln; aber Vandamme, einer der unverschämtesten pillards, von welchem Schlesien heute noch zu erzählen weiß, wie er in den Schlössern, wo er übernachtete, das Silberzeug einpacken ließ, welches bei der Tafel gedient, hatte dies und Aergeres hundertmal verdient. Heute noch erinnern die oberrheinischen Städte sich des Prassers und Diebs Lecourbe, eines der Moreau'schen Unterfeldherrn, welchen die verblendeten Bourbonen im Jahre 1814 hätschelten, weil er in napoleonische Ungnade gefallen war, und der dann, wie Ney, ein Commando von dem von Elba Heimgekehrten annahm, welchen er eben noch l'usurpateur gescholten hatte. Was die Marschälle und Generale thaten, thaten die Commissaires de guerre (man denke an Fesch, der Erzbischof und Cardinal wurde!), that jeder, der Lust dazu hatte. Die Tradition hat sich nicht ganz verloren — General Montauban, Graf von Palikao, hat in dieser Beziehung „glorreiche Spuren“ in China hinterlassen.

Wie sollte man dem Einzelnen verwehren mitzuschleppen, was ihm in die Hände fiel, wenn die Regierung das Beispiel des Plünderns gab, wenn der Begriff von Kriegsbeute in einer Weise ausgedehnt wurde, wie man ihn seit den Streifzügen der Saracenen des frühen Mittelalters nicht mehr gekannt hatte? Die Museen, Paläste, Kirchen Deutschlands, der Niederlande, Italiens, Spaniens zeigten jahrelang, zeigen zum Theil heute noch die „glorreichen Spuren“ französischen Raubes: die unzeitige Großmuth der Verbündeten hat manches in Frankreich zurückgelassen, was geraubt war; anderes ist verschwunden, auf die Seite geschafft durch die Ehrlichkeit der mit dem Auswählen und Wegsenden betrauten Individuen, die bei dem Geschäft nicht arm geworden sind. Die Friedensschlüsse setzten dem Treiben kein Ziel: wie vieles, vom Rheine bis zur Ostsee, von den Alpen bis Sicilien, von den Pyrenäen bis Sevilla, ist mitten im sogenannten Frieden gestohlen worden! Nicht nur Statuen, Bilder, Gemmen, Handschriften, Bücher, auch Nationaldenkmale, Wahrzeichen der Städte, Dinge, die, ihrem Standpunkte entrückt, keinen Werth mehr hatten und die man

uns wegnahm, dem Schwächern zum Hohn und aus alter Gewohnheit des Plünderns in der Zeit, als man, wie der Dichter sagt, zusehen mußte, „wie Kirchenraub und Schande beging die schnöde Bande.“ — Dieß sind die glorreichen Spuren der Franzosen, welche die Väter derer zurückgelassen haben, die uns bedrohten, die Väter der Leute, welche unter einem Bazaine und Palikao standen, an deren Großthaten in Mexiko und China zu erinnern ihr Gebieter den Muth hatte. Wir kennen diese Blutspuren nur zu wohl, sorgen wir, daß niemals mehr neue zu den alten kommen. Jeder Mann des deutschen Heeres stand für seinen Kriegsherrn und Herrscher und wenn wir in den Kampf gegangen sind, so war es zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Ehre, nicht aber, weil ein gewissenloser Gewaltherrscher, um seine Stellung zu befestigen, es nöthig erachtete, wie Carl VII. sich ausdrückte: »de tirer du mauvais sang à l'armée«, welche Armee 40,000 Stimmen gegen sein Empire abgegeben hat. Jetzt, wie zu allen Zeiten, sollen wir uns des Spruchs im Franzosenwind erinnern:

„Sind große Meister im Zungendreschen,
Und Meister in groben und feinen Gewäschen;
Sie lügen und lugen an allen vier Enden
Um jegliches Unrecht in Recht zu wenden.
Sie sprechen von Freundschaft und wollen den Streit,
Sie sprechen von Frieden zum Kriege bereit,
Wollen alles beglücken, die Völker befrein;
Frei Deutschland! mußt drum vorsichtig sein.
Denn wenn die Franzosen die Völker beglücken,
Bringen Joch sie und Knechtschaft mit listigen Tücken.“

Bayerische Staatsbibliothek München

J. B. Metzler'sche Buchdruckerei in Stuttgart.

ALOIS S
Buchb
Schreib
MÜNCH

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scherer, Friedrich

Zwei Vorträge über die Jetztzeit im vergleichenden Rückblicke auf die geschichtliche Vergangenheit mit mehreren, dieselben erläuternden Anhängen in Form einer mit vieler Mühe und schweren Opfern gesammelten, historischen und journalistischen Blumenlese

Stuttgart 1874

40.9260
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11180428-2